.. eleg..m. 628 k -1

Rasche

Rasche

Verfaßer ist der
Numismatiker
Joh. Chr. Rasche.

Antons Pansa von Mancha fortgesetzte

Abhandlungen

von

Sprüchwörtern,

wie solche
zu verstehen und zugebrauchen sind,
dem Herausgeber zum Besten
und
dem Leser zur Erbauung an das Licht
gestellt.

Frankfurt am Mayn,
bey Johann Joachim Keßler, 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Mein Vater, weiland Anton Pansa von Mancha, hat es schon in dem Vorberichte zu seinen gedruckten Sprüchwörtern umständlich erzehlet, daß der berühmte Stallmeister des unsterblichen Don Quixots, Herr Sancho Pansa von Mancha, sein Uraltvater gewesen sey, welcher

nach dem Tode seines Ritters der witzigste Kopf in ganz Mancha war, und sich durch eben diesen Witz und durch seine weisen Sprüchwörter viele Feinde machte. Er glaubte, den Barbier und den Geistlichen des Orts übersehen zu können und schloß sich deßwegen lieber in der Gesellschaft seines Esels und seiner übrigen Familie ein, als daß er mit jenen die alte Freundschaft fortgesetzt hätte. Dies war der Grund zu seinem Unglücke. Der Geistliche brachte unter die Leute, daß Herr Sancho kein alter Christ sey und kein Schweinefleisch esse. Die

In-

Inquisition wurde aufmerksam gemacht und verdammte ihn zum Feuer, weil sie fand, daß er vernünftiger gedacht und weiser gesprochen habe, als die alten Christen ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt gewesen. Der rechtschaffene Sancho wurde also wirklich verbrannt und ward der erste Martyrer der Sprüchwörter. Dies Unglück zerstreute seine ganze Famlie.

Mein Urgrosvater, welcher sich durch seine hohen Gemüthsgaben schon bis zur Würde des untersten Schulzen im Flecken Mancha empor

geschwungen, entschloß sich, lieber seinem Vaterlande, als seinem angebohrnen Verstande, zu entsagen, und flüchtete mit seinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Lissabon. Aber auch bis dahin verfolgte ihn der heilige Haß des Geistlichen von Mancha. Nur durch ein Wunder entronn er den Händen der Inquisition, und kam in die Niederlande, wo er sein Leben witzig und kümmerlich zubrachte und eine zahlreiche Familie hinterließ. Dieser seiner Familie haben die Niederländer ihren meisten Witz zu danken und verschie-

dene

dene ihrer grösten Kunstrichter müssen die Geschicklichkeit, andere mit lateinischen Wahrheiten zu betäuben, blos der Erfindung des Pansa beymessen, welcher, wie wohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunst gelehrt, zu schreyen, wie ein Esel. *)

Mein Vater, Anton Pansa von Mancha, wendete sich nach J * * einem Städtchen in Westphalen, lebte daselbst bey einer mäsigen Einnahme ruhig und schrieb Bücher, bis an sein Ende. Sein erster öffentlicher Hervortritt mit den Sprüchwörtern:

*) Don Quixots 6. Buch 25. Kap.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand; und Kleider machen Leute, wurde sehr gleichgültig angesehen und der Vertrieb war schlecht, wenigstens gab es der Verleger vor. Vielleicht konnte man die Erklärungen ausserhalb Westphalen nicht verstehen, noch weniger das Feine davon einsehen. Doch mein Vater dachte als ein Spanier. Er sprach allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack und auf allen Fall auch den Verstand ab. Und warum hätte er sich nicht des allgemeinen Rechts der Autoren bedienen sollen, die

über=

überzeugt sind, daß der Mangel des Beyfalls nicht an ihnen liege? Ueber dies war er so grosmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Besserung ließ und seine Versuche bis an seinen Tod fortsetzte. Noch nicht zur Helfte vermodert, fanden seine Sprüchwörter einen durchgängigen Beyfall und der Nachruhm ihres Verfassers ward so gros, daß eine allgemeine Neugierde wünschte, die weitere Fortsetzung seiner Sprüchwörter zu lesen.

Konnte ich wohl den dringenden Bitten der Buchhändler im ganzen Römischen Reich länger widerstehen? Als einiger Sohn konnte ich die Verdienste meines Vaters am nächsten

wissen. Daher suchte ich seine hinterlassene Papiere in Ordnung zu bringen, die Lücken auszufüllen und einige seiner erläuterten Sprüchwörter der Vergessenheit zu entreissen, oder solche für unsere aufgeklärte Zeiten so brauchbar zu machen, als der Schneider ein altmodisches Kleid nach diesmaliger Mode umarbeitet.

Das Alter meines Vaters, seine saure Autors-Miene und die uns angestammte Ernsthaftigkeit eines Spaniers wird in einigen Stellen sichtbar seyn. Dieser unangenehme Frost ist für den glühenden kurzweilen Deutschen vielleicht zu niederschlagend. Allein mein Vater schrieb in Westphalen

phalen, wo sich der junge Deutsche noch nicht so weit von der Denkungsart seines Aeltervaters entfernet, als der sächsische Jüngling, welcher die Neckereyen an der Toilette mehr schätzt, als die körnichte Denkungsart, die aus jenen alten Sprüchwörtern hervor blickt. Und wie viele Geduld wird das flaterhafte deutsche Mädchen nöthig haben, einen alten Spanier zu lesen?

Sylvio Pansa von Mancha.

Verzeichniß
der abgehandelten Sprüchwörter.

Was werden die Leute sagen? Seite 1
Wer das Glück hat, führt die Braut heim. 31
Kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. 80
Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Bogen auf dem Kopfe entzwey. 89
Ein Narr macht mehrere. 99
All Ding währt nur eine Weile. 125
Was einer wehrt ist, das widerfährt ihm. 136
Die Welt will betrogen seyn. 145
Ein jeder ist seines Glückes Schmid. 189
Wer nicht mit macht, wird ausgelacht. 203

Was werden die Leute sagen?

Mein Urgrosvater, der berühmte Stallmeister Sancho Pansa von Mancha, hat sich viele Mühe gegeben, den Ursprung der meisten Thorheiten aufzusuchen; er ist auch nicht ganz unglücklich gewesen, hie und da ein Brünnlein ausfindig zumachen, nur dünkt mich, er sey bey allen seinen Einsichten nicht auf die Hauptquelle gekommen, die ich in dem Sprüchwort, **was werden die Leute sagen?** mit einenmale entdeckt habe.

Von der Wickelschnur bis zur Leichenbestattung entspriesen alle Narrheiten aus dem besorglichen: Was werden die Leute sagen? Alle Anstalten in der Wohenstube alle Feyerlichkeiten bey der Kindtaufe, alles Wickeln, Einschnüren und der ganze Putz des Kindes; alles dies leitet seinen Ursprung von dem Urtheil anderer Leute. Lisette hält ihr erstes Wochenbette. Die gütige Natur hat sie mit alle dem reichlich versehen, was zur ersten Nahrung ihres Söhnchens am dienlichsten wäre. Was würden aber die Leute sagen, wenn sich Lisette so erniedrigte und die Frucht ihres Leibes selbst säugete. Es würde wieder den Geschmack unserer Zeiten seyn, wenn sich eine Frau von Stande damit abgeben wollte. Die ergiebigen Quellen werden also verstopft und eine freche Dirne wird mit leerer Brust in Sold genommen, dem ersten Erben alle Frechheit, alle Untugenden einzuflösen. Was werden einst die Leute von diesen Kinde sagen?

Die Bildung des jugendlichen Herzens könnte durch die Aufsicht eines besorgten Vaters, einer gesitteten Mutter in den Häusern der Vornehmen viel leichter befördert werden, als es in den gewöhnlichen Kinderstuben geschehen kan. Aber was würden die Leute sagen, wenn die Kinder so gemein in den Augen der Eltern erzogen würden und wenn

das

das Wohnzimmer des Herrn Barons zugleich eine Kinderstube wäre? Die Jagdhunde geniesen der beständigen Gesellschaft ihres Herrn; der Katze ist es verstattet, in dem Schoos der gnädigen Mama liegen zu dürfen: allein die leiblichen Kinder werden in ein besonderes Zimmer versperrt und der Aufsicht einer Französin überlassen, die insgemein in ihrem Vaterlande kaum zur Aufseherin der Gänse würde gewählet werden. Endlich wird noch ein Hofmeister angenommen, der nichts weniger, als die grosse Kunst studirt hat, sich zu Kindern herabzulassen und ihr vortheilhafter Mentor zu seyn. Glückt es von ohngefähr, daß der Informator ein guter Christ ist und seine Eleven vor allem andern zum wahren Christenthum anführen will, so spottet die Französin, so murrt die Frau Mama, so flucht der gnädige Herr und es heist: Was würden die Leute sagen? die Kinder sollen cavalierement erzogen werden. Ein Tanzmeister muß sie hüpfen lehren, ehe ihnen noch ein Gebet eingeprägt werden konnte und in der Karte werden sie viel zeitiger und besorgter angeführt, als in den Schriften der Religion.

Der Junker ist fertig, er kan pfeifen, tanzen, spielen, reiten, einen Hasen hetzen, die

Mägde caressiren — Was würden die Leute sagen, wenn das junge Herrchen mehr lernte?

Als ich noch auf der Universität Leiden studirte, machte ich mir bey Ankunft junger studenten ein besonderes Geschäfte daraus, daß ich ihre Talente kennen lernte und zuweilen den Dummkopf fragte: Wie haben Sie sich zum Studiren entschliessen können? die gewöhnlichste Antwort war: „Mein Vater „ist ein Litteratus und was würden die Leu„te sagen, wenn ich nicht auch studirte?“ Ich bewunderte die Gewalt des Sprüchworts, noch mehr aber die Unachtsamkeit der Professoren, die so gleichgültig bey den verschiedenen Fähigkeiten ihrer Zuhörer zu seyn pflegen. Darinn war meiner Mutter Bruder, ein Recktor im Westphälingischen anders gesinnt. Unbekümmert was die Leute sagen würden, untersuchte er das Genie des neuen Lehrlings, seine Anlage zu den Wissenschaften, verglich sodann die Kräfte der Seele mit den Kräften des Leibes und fand er den Schüler an Knochen stärker, als am denken, so gab er ihm den wohlmeinenden Rath, die Gaben des Schöpfers zu benutzen, seiner Bestimmung gemäs zu handeln, bey seinem stumpfen Verstande sich seiner starken Arme zu bedienen, und etwa ein Schmid, ein Drescher zu werden. Der gelehrte Herr

Vater mochte noch so ungeberdig einwenden: Was werden die Leute sagen? mein Oncle war unerbittlich.

So heilig auch die Bande der Freundschaft sind, so ist doch die Furcht vor dem Ausspruche der Welt noch mächtiger. Zween vertraute Freunde gerathen bei einem Glase Wein in Wortwechsel, der Streit wird heftiger und endigt sich mit einem blauen Auge. Was würden die Leute sagen, wenn dies beleidigte Auge ungerochen bleiben sollte? Nein, das blaue Auge muß Revange suchen, der Gegner wird constituirt, es kommt zu einem förmlichen Zweykampf und da selten ein Unglück allein bleibt, so endigt sich dieser geringe Zwist mit dem plötzlichen Hinsturz des Freundes, der nicht so viel Zeit hat, die Thorheit des an ihm erfüllten Sprüchwortes überdenken zu können. Und was sagt nun die Welt? Es war ein braver Kerl!

Nichts ist wohl unbegreiflicher, als die Entschliessung einer Mutter ihr eigenes Kind zu ermorden. Nicht etwa nur die angebohrne Zärtlichkeit des weiblichen Geschlechts, sondern hauptsächlich das mütterliche Herz widerspricht aus allen Kräften. Warum konnte aber Dorimene diese Zärtlichkeit und ihre Mutterpflicht überwinden, als sie ihre

Hand an die Frucht legte, welche sie schlau genug unter ihrem Herzen verborgen, und in aller Stille zur Welt gebracht hatte. Stammte nicht ihr grausamer Heldenmuth von den Gedanken: Was werden die Leute sagen? Sie suchte die Schande einer unerlaubten Liebe verborgen zu halten, und eben dadurch wurde sie recht ruchtbar.

Auch der Entschluß, sein eigener Mörder zu werden, beruht auf dem treflichen Sprüchworte: Was werden die Leute sagen? Das Bewußtseyn einer unrühmlichen Handlung und die Furcht sich einer allgemeinen Verspottung ausgesetzt zu sehen, ist jedesmal die Triebfeder, durch den Selbstmord alle den Nachreden entgehen zu wollen. Nun sagen die Leute: Er hat sich erhenkt, erschossen, erstochen, ersäuft; Sie grübeln den Ursachen nach und vermehren sie mit vielfältigen Zusätzen.

Zuweilen hat mein Sprüchwort eine recht blendende Gewalt. Es befördert die Mildthätigkeit, das Mitleiden, die Andacht; es macht Helden; es bringt starke Geister, Projecktmacher, und Schriftsteller hervor.

So verstohlen auch Frau Agatha an ihrem

rem Geburtstage einen Dukaten in den Klingelbeutel einschiebt, damit ja niemand ihre Mildthätigket bemerken soll: so gewiß ist es doch, daß sie Bewunderung sucht, und daß sie mit stolzer Neugierde lauscht und ihre Magd deßwegen so oft ausschickt, um zu erfahren, was die Leute sagen werden. Und wie kützelt sie sich, wenn ihr die allgemeine Bewunderung im Echo zuruft: Niemand als Agatha kan so freigebig gewesen seyn.

Auf eben solchen Stützen ruht auch das Mitleiden, das in verschiedenen Testamenten die Sanfte Sprache führt: „An Arme und „Nothleidende soll jährlich an meinem Na„menstage die Interesse von . . . . aus„getheilt werden.“ So sollen jährlich und lange nach dem Tode die Leute den Namenstag mit Lobsprüchen celebriren. Noch ein grösseres Geräusch macht es, wenn man die Zeugnisse seines Mitleidens schon bey seinen Lebzeiten ausrufen läßt, und die armen an einem bestimmten Tag in sein Haus nöthiget, ihnen die Kleinigkeit selbst einhändigt und hernach voll stolzer Zufriedenheit hinter dem Fenster horcht, was die Leute sagen. Was sie sagen? Sie rühmen die Gabe, die ihnen gereicht wurde, aber der Geber und die Art der Mildthätigkeit fand eben nicht durchgängigen Beyfall. Vielleicht wäre das gute Herz

sichtbarer geworden, wenn ein dritter, etwa der Küster, zu unbestimmten Tagen ein versiegeltes Paquet empfing und ersucht würde, die Vertheilung zu besorgen. In einigen Reichsstädten wird dies Geschäfte den Geistlichen übertragen, ohne daß sie selbst die milde Hand wissen, woher die Gabe kommt.

Es sind lobenswürdige Entschliessungen, gegen Nothleidende wohlthätig zu seyn. Geschiehet es aber blos, daß die Leute von der milden Hand reden söllen, so verdient die Gabe keinen dank, denn nicht die Dürftigkeit des Armen, sondern die Befriedigung der Ruhmsucht ist alsdann die Triebfeder. **Raullin**, ehemaliger Advocat bey dem Parlamente zu Baune, ließ ein Haus erbauen, welches mehr dem Pallaste eines Prinzen, als einem Hospitale ähnlich sahe; er versah es mit starken Einkünften und die Gutherzigkeit des Erbauers wurde einst in Gegenwart des Königs dergestalt herausgestrichen, daß der Monarch, welcher gelassen genug die Lobes-Erhebungen des Stifters angehört hatte, endlich autwortete: „ Raullin hat weiter „ nichts, als seine Pflicht gethan, denn es „ war billig, daß er so vielen armen Leuten, „ die er in seinem Leben gemacht hatte, auch „ nach seinem Tode freie Wohnung gab. “ Vielleicht hat er doch die Sorgfalt vergessen,

ein

ein besonderes Zimmer für blinde Leute zurichten zu lassen, damit alle Richter darinn Platz nehmen möchten, die er durch seine schiefe Vertheidigungen blind gemacht hatte und die in ihrer Blindheit endlich ergriffen, und entsetzt wurden. Die gewöhnliche Ueberschrift an solchen Gebäuden: SOLI DEO GLORIA sollte mit der weit schicklichern Aufschrift verwechselt werden:

Was werden die Leute sagen?

Ich kannte ehemals eine junge Witwe, welche während ihrer Ehe, die doch zwey Jahr gedauert hatte, nicht eher die Kirche besuchte, bis sie ihre Wochenzeit geendiget hatte. Dies war zweymal geschehen, weil ihre Niederkunft nicht öfterer geschehen konnte. Als Witwe hingegen versäumte sie keine Kirche, nicht eine Betstunde und ihre Andacht war um so mehr in die Augen fallend, da sie vorher das schöne Muster nicht gegeben hatte. Aller Augen sahen auf sie, die Leute sprachen recht laut von ihrer Gottseeligkeit und der Geruch davon war so ausgebreitet, als man von der Insel Ceylon den süssen Würz-Geruch in weiter Ferne empfindet. Ein angesehener Geistlicher glaubte seinem Stande am Gemässesten zu wählen, wenn sich diese Fromme Beata mit seiner Andacht verbinden würde. Die Vermählung

ward

ward mit beyfallswürdigem Zuruf vollzogen; aber niemand konnte begreifen, warum sich die vormalige Kaltsinnigkeit so gar bald wiedereinfand. Nur die Spotter sagten: „Sie hat nun, was sie suchte.“

Die Furcht vor dem Urtheile der Welt ist schon oft die mächtige Triebfeder gewesen, welche so manchen Feigherzigen in die Approchen trieb und seinen Kopf gegen das feindliche Feuer stählern machte. Freylich bleibt zuweilen ein Stück vom Arm zurück, das eine Kanonenkugel mit sich fortnahm; was würden aber die Leute gesagt haben, wenn der blessirte Oberste mit unbeschädigten Armen davon gelaufen wäre?

Nichts weniger als Patriotißmus war es, der einen Curtius in das giftdampfende Loch trieb. Seine Mitbürger, die späteste Nachwelt sollte von ihm sprechen, wie viele Entschlossenheit er müsse gehabt haben. Daher scheinen mir auch das Leben und die Thaten Carl des zwölften von Schweden ein förmlicher Commentarius des Sprüchworts zu seyn: Was werden die Leute sagen?

Ich bin nicht der erste, welcher die Anmerkung macht, daß die Ketzereyen ihren Ursprung in diesem meinem Sprüchworte gefun-

funden haben. Es mochte ein Graf; oder ein Schuster seyn; er wünschte daß die Leute von ihm reden sollten. Zu martialischen Thaten war der Graf zu verzagt, und der Schuster wußte seinen Schuhen keinen neuen Schnitt zugeben, der ihm berühmt genug gemacht hätte. Die Begierde, viel von sich zu reden zu geben, wagt sich also an die Lehren des Glaubens, heckt seltsame Meinungen aus und behauptet der gesunden Vernunft zum Trotz, die abgeschmacktesten Dinge. Etwa sich den Weg zur Gewißheit, zur Glückseeligkeit zu erleichtern? — Nichts weniger — Um der Inhalt vieler Gespräche und die Veranlassung vieler Widerlegungen zu werden; um in der Kirchen-und Ketzerhistorie unsterblich zu seyn: dies ist der starke Grund, welcher neue Seckten schuf, Gottesleugner erweckte, starke Geister bildete, Enthusiasten formte und Schwärmer hervor rief.

Ein grosser Theil diesmaliger Produckte der Schriftsteller enthält leere Projeckte, worinn von Beförderung des allgemeinen Wohls, von Aufhelfung der Nahrung und von dem Besten des Landes gesprochen wird. Ist wohl die Welt so einfältig, daß sie dem Projecktmacher auf sein Wort glauben sollte? Ist sie nicht vielmehr scharfsichtig genug, daß

sie

sie das feine Gewebe der Haabsucht erblickt und ganz laut sagt: Wieder ein Vorschlag, den Landmann durch neu ersonnene Wege zu verderben und ihm den letzten bissen Brod aus dem Munde zu pressen! Und wenn auch der Landes-Herr dahin gerissen werden sollte, sich den Entwurf zu Verbesserung seiner Cammer-Einkünfte in Gnaden gefallen zu lassen; wenn er auch den Einfall belohnt und den Blut-Igel hinter den Rang eines Land-Cammer-Raths eines Finanz-Raths verstecken will; werden deßwegen die Leute nicht noch sagen: dies ist der Land-und Leutverderber!

Zu keiner Zeit muß mehr von Verbesserung der Schulen und von Erziehung der Jugend seyn geschrieben worden, als itzo. Jeder Conrector will gern sein Schäflein beytragen und mit einer Encyklopädi, mit einem Lehrbuche seine Talente bekannt werden lassen. Und was sagen die Sachveständige von den meisten, welche hierzu die Feder ansetzen? Sie sagen: man will alles umschmelzen und verwirft dadurch auch das Gute in den bisherigen Schul-Anstalten; Sie sagen: ein Mann, der seit vierzehn Tagen mit Unterweisung der Jugend einen Anfang gemacht hat, will sich schon wagen, Vorschläge zur Verbesserung der Schulen zu thun.

Doch

Doch habe ich die Gewalt dieses Sprüchworts niemals in größerer Pracht gesehen, als zur Meßzeit in der Buchgasse zu Frankfurt am Mayn. Welche unübersehliche Menge von neuen Büchern! Welch ein Zusammenfluß der Buchhändler aus allen Landen! Warum setzten die Autores den Lumpensammler, den Papiermacher, den Oelmüller, den Schriftgieser, den Formschneider, den Kupferstecher, den Buchdrucker, den Buchhändler in eine unermüdete Thätigkeit? Warum entzog der Schriftsteller so manche Stunde seiner Bequemlichkeit und dem Schlafe? Vielleicht sich um das Publicum verdient zu machen — oder juckten ihm deßwegen die Finger der rechten Hand, daß die Leute seinen Fleis bewundern sollten; daß der Ausfluß seiner Diente, unter dem schnellen Kunstgriff des Setzers vervielfältigt, durch die Buchhandlungen in alle Welt sollte getragen werden? Sie haben ohne dies ein mühseeliges Amt, Herr Scriblifax! und liefern doch noch jede Messe ein Werkchen von vier Alphabet. Wo nehmen Sie die Zeit zum Nachdenken her? Wie wehe muß Ihnen der Arm thun, ehe er so viel zusammen tragen kan. Ihr erster Hervorgang war mit dem Beyfall der allgemeinen deutschen Bibliotheck gekrönt und Sie hielten sich genothdrungen, jene Critick als eine Aufforderung zu mehrern

rern Schriften anzusehen. Sollte dies delphische Orakel bey Ihren fortgesetzten Bemühungen die Sprache nicht ändern können? Sie müssen weder Tadel noch scharfe Geisel fürchten; würden Sie sonst die schlüpfrige Bahn so oft betreten, wenn Sie, ohne alle argwöhnische Furcht, nicht recht oft Ihren Ruhm wieder erneuert sehen wollten.

Und gesetzt, die Herren Kunstrichter, die eben nicht immer nach unserm Wunsche schwatzen, geriethen auf den Einfall, von Ihrer neuesten Schrift zu sagen, daß sie schlecht wäre: so ist schon mehrmals eine beisende Recension der Weg geworden, auf welchem leicht vergeßliche Schriften sich ins späte Andenken geschwungen haben. Das Publicum wurde neugierig, den beschimpften Schriftsteller zu lesen, und es fehlte nie an Leuten, welche die Einfalt erhoben, den Schwätzer gepriessen und den Journalisten vermaledeyet haben.

In Dortmund kannte ich vormals einen Bücher-Fabricanten, welcher sich über die mißliche Sprache der gelehrten Zeitungsverfasser hinausgesetzt hatte. Er erwartete nicht, was die Leser oder die Recensenten von seinen Schriften sagen würden; er wußte seiner Neugierde eine sichere und ungestörte

Nah-

Nahrung zu verschaffen und war immer selbst der Vorsänger des Liedes, das er gern zu seinem Ruhm wollte angestimmt wissen. Hatte er sich vorher die Mühe geben können, das dicke Buch zu schreiben: so ließ er sich nicht verdriessen, auch noch die letzte Hand an sein Werk zu legen und der Lobredner desselben zu werden. Wer sollte wohl die Fähigkeit haben, so treffend eine Recension abzufassen, als der Autor selbst, dem die innerliche Ueberzeugung von seinen Verdiensten die Feder führt. Ein solcher Verfasser ist wie ein Kranker zu betrachten, welcher dem Arzte die sicherste Nachricht geben kan, wo es ihm wehe thut, und ein solches aufrichtiges Geständniß erleichtert den Söhnen des Aeskulaps die Methode, über welcher man sich nicht vergleichen konnte, die Wünsche des Patienten zu befriedigen.

Neulich verlohr mein Friseur einen Bogen, welcher allem Vermuthen nach zu Papillotten bestimmt war. Ich nahm mir die Mühe, mich nach dessen wichtigen Inhalt zu erkundigen und fand eine Zueigungsschrift an die Journalisten, worinn der Verfasser ihnen lehrete, was sie von ihm sagen sollten; „ Machen Sie mit mir, was Sie wollen: „ nur demüthigen Sie meinen Stolz mit „ keinem kränkenden Stillschweigen. Hier

„ bin

„ bin ich — Ich bin Ihr Knecht; Sie kön-
„ nen Holz auf mir hauen, ich werde mich
„ für Ihre Güte bedanken, nur übergehen
„ Sie mich nicht in Ihren unsterblichen Wer-
„ ken. Gedenken Sie meiner — Und wenn
„ ich noch mehr bitten darf, thun Sie es
„ auf eine Art, die sich der Mühe verlohnt;
„ Striegeln Sie mich etwas ausführlich,
„ nicht so wie jenen, der — — — *) lieber
„ wie den ehrwürdigen Herrn — — — *)

„ Sie wissen, wie es der Dame mißfiel,
„ die Rabutin in seiner Satyre auf den Hof
„ Ludwig des vierzehnden übergangen hatte.
„ Erlauben Sie, Hochgeehrteste Herren,
„ daß ich Ihnen hierdurch meine Umstände
„ eröfne; Ich habe wirklich eben so zarte
„ Empfindungen und bin völlig in dem Zu-
„ stande einer Dame — und noch darzu ei-
„ ner Dame, die im Kindbette liegt.

„ Es ist Ihnen bekannt, meine Herren!
„ daß man schon von undenklichen Jahren
„ her ein Buch eine Geburt zu nennen pflegt,
„ und Sie selbst bedienen sich dieser Verglei-
„ chung, wenn Sie in Ihren Urtheilen
„ manchesmal scheußlicher Mißgeburten ge-
denken.

*) Hier hatte die Haarsalbe die Namen unleser-
lich gemacht.

„ denken. Weil ich nun das gegenwärtige
„ Büchlein mit Schmerzen gebohren habe,
„ und nach den deutlichsten Beweisen der Ana-
„ tomie und der täglichen Erfahrung die Väter
„ nicht gebähren können: so lasse ich mir auch
„ den zärtlichen Mutternamen nicht nehmen,
„ und kehre mich nicht an die nichtigen Einwür-
„ fe derer, welche behaupten, daß auch Ge-
„ schöpfe männlichen Geschlechts gebähren kön-
„ nen und es mit dem Verse aus dem Horaz.

Parturiunt montes, nascetur ridiculas mus beweissen wollen, wobey ich jedoch alle weitere Application gehorsamst erbitte.

„ Sie sehen also, viel entscheidende Gön-
„ ner! daß ich wirklich im Kindbette liege. Be-
„ denken Sie also meine Umstände und machen,
„ daß ich nicht als eine Sechswöchnerin sterbe.
„ Doch wenn man stirbt, so geht man in die
„ Ewigkeit, und das ist doch wohl der Wunsch
„ eines jeden rechtschaffenen Autors; der Tod
„ wird mich auch nicht so plötzlich überraschen.
„ Wir Autores haben Wochen nach der Weise
„ Daniels.

„ Merken Sie es nun bald, grosse Herren!
„ daß ich mich in alle Fälle zu schicken weiß; doch
„ wäre mir es lieb, wenn Sie meine Geburt
„ Ihren Taufregistern einverleiben wollten.

„ Sie mögen ihr einen Namen geben, was
„ für einen Sie wollen; Sie können sie so schön
„ beschreiben als Dorinde das Kind der Frau
„ Lucinde: Ich werde mich zu verantworten wis-
„ sen. Ich werde meinen Freunden ins Ohr
„ sagen: Ich kenne den Recensenten, er ist
„ mein Feind, er verachtet mein Buch aus Neid,
„ er ist meinem Verleger nicht gut, es verdrießt
„ ihn, daß ich ihn nicht bestechen will, und
„ tausend andere Ausflüchte, die ein Autor mei-
„ ner Art in Bereitschaft hat, und die, (was
„ noch mehr ist, meine Herren!) über den mei-
„ sten Theil Ihrer Leser die gehoffte Wirkung
„ thun u. s. w."

Ich habe dies schöne Bekenntniß meinem Fre-
seur zu danken, und eben die Paruckenmacher,
Barbierer und Aerzte sind in dem Besitz einer
Vermuthung, daß man von ihnen am leichte-
sten erfahren könnte, was die Leute sagen. Ihr
freyer Zutritt, ihre Vertraulichkeit mit kranken
oder unfrisirten Köpfen, ihre wohl hergebrach-
te Gewohnheit, uns durch Erzählungen zu er-
muntern und unser eigener Wunsch, durch sie
die Wißbegierde befriedigt zu sehen; alles dies
ermuntert sie, mit der genauesten Sorgfalt an-
zuhören, was die Leute sagen, damit sie wieder
neue Herolde werden können. Von ihnen er-
wartet man nicht, daß sie ihren Währmann an-
geben; Ihr, man sagt, ist schon hinlänglich,
ihrer

ihrer Erzehlung das Gepräge der Wahrheit zu geben. Gleichwol hat mich mein Barbier etwas mißtrauisch gemacht, als er mir die neue Mähre von dem Ableben eines Freundes überbrachte, der doch einen Tag später mich mit seinem Brief von der Fortdauer seines Lebens bey ungestörtem Wohlseyn versicherte.

Einige Meilen von Dortmund liegt ein altes Schloß, welches von vier Fräuleins bewohnt wird, die allem Vermuthen nach ihr Leben als Vestalinnen beschliessen werden. Wären etwa feuerspeyende Drachen das Hinderniß diese Gefangenen zu erledigen; wollten des Herrn Papa Hochwohlgebohren, oder die gnädige Frau Mama ihre Einwilligung nicht geben: so würden sich längst irrende Ritter gemeldet haben, ihren Namen durch einen muthigen Angriff und Bezähmung zu verewigen. Ich habe mich aus guter Nachbarschaft nähererkundiget. Man weiß nichts von so fürchterlichen Wächtern; Papa und Mama sind längst in die hochadliche Gruft Standesmäßig beygesetzt; die guten Kinder sind nicht übel gebildet und ihre Armuth wissen Sie hinter die Sylbe zu verbergen, die ihren ganzen Reichthum ausmacht und sie vom bürgerlichen Herkommen unterscheidet. Die älteste, nun zwey und vierzig Jahre alt, könnte seit einem fünftel Seculum in den Armen eines begüterten und liebenswürdigen Mannes

in meiner Vaterstadt glücklich seyn und den Wohlstand ihrer drey Schwestern dadurch befördern, wenn ihr stiftsmäsiger Adel sie nicht schon vor zwanzig Jahren zu der Besorgniß verführt hätte: Was werden die Leute sagen? Nach reiflicher Ueberlegung des Spottes, der ihr und ihren hochadlichen Voreltern daraus zuwachsen könnte, wenn sie sich mit einem Bürger so gemein machte, blieb sie unerbittlich und hungert lieber in vornehmer Gesellschaft ihrer Schwestern bis an das Ende ihrer Tage. Die zweyte hatte Gelegenheit, in ein benachbartes Gräfliches Haus als Hofdame verlangt zu werden, und, vernünftig zu urtheilen, dies konnte ein Weg zu ihrer Versorgung seyn. Aber — einer Gräfin zu dienen, die nur aus einem Freyherrlichen Hause abstammte — Wer wird sich so erniedrigen und seines gleichen dienen? Was würden die Leute sagen?

Erst vor drey Jahren geschahe ein Versuch des Glückes an die dritte von ihnen. Ein Officier, welcher in dem vorigen Kriege eine Freypartie angeführt und sich durch sein tapferes Wesen den Preusischen Adelstand erworben hatte, war so treuherzig, ihr seine Hand, die nun Ruhe suchte, anzubieten. Das alte Schloß würde an ihm einen Vertheidiger gegen die Landstreicher und die ihrem Umsturz nahen Wände desselben einen besorgten Wiederhersteller des

ural-

uralten Stammhauses erhalten haben. So gewöhnlich auch dieser Kriegsheld in seinen vormaligen Unternehmungen die Gunst des Glückes genossen hatte: so beschämt mußte er sich izt zurückweisen lassen. Denn das Urtheil der Welt erlaubte es einem alten deutschen Hause nicht, sich mit einem neuen Preusischen Edelmann in so genaue Verbindung einzulassen.

Wer sollte sich noch wagen, an die vierte einen Anspruch zu machen, da es scheinen will, diese vier vor das Urtheil der Welt so besorgte Fräuleins hätten sich vest entschlossen, eher die härteste Dürftigkeit zu erdulden, als ihrer hohen Geburt eine üble Nachrede zu zuziehen. Gleichwol sagen die Leute, ein verwitweter Edelmann von gutem Adel habe sich um die jüngste einige Mühe gegeben. Für zu jung kan sie sich nicht halten, einen Witwer von vierzig Jahren zu ehelichen, denn nach dem Sterb-Jahr ihrer Frau Mama zu rechnen, muß sie wirklich in dreyßigen stehen; oder wollte etwa die jüngste nicht vor der ältesten heyrathen? Warum nicht gar — So gewissenhaft ist ein verliebtes Mädchen heutiges Tages gar selten. Was werden die Leute sagen, soll sie zur Antwort gegeben haben, wenn ich die Gemahlin eines Mannes werden wollte, der erst niederträchtig genug war, eine bürgerliche zur Frau

zu nehmen, und seinem sonst guten Adel das unauslöschliche Schandfleck anzuhängen?

Eben die Leute belachen nun recht herzlich den groben Stolz und sagen ganz laut, die guten Fräuleins könnten sich aller fernern Versuchungen dadurch entledigen, daß sie über das Portal ihres Schlosses bey dessen höchstnöthiger Reparatur eine Tafel aufhängen liessen:

„Hier wohnen eigensinnige Kinder, die nicht wissen, was ihnen gut ist.“

Ist also nicht das Sprüchwort: Was werden die Leute sagen? das greuliche Phantom, welches so grosse Gewalt hat, daß es mannigfaltige Entschliessungen im vollen Laufe hemmt, und den entschlossenen Mann lieber in eine träge Unthätigkeit setzt, als daß er sich dem beobachtenden Hause der Leute blos stellen will. Die Sorgfalt, was wird mein Gewissen sagen, wird dies meine Unternehmungen für rechtmäsig oder unerlaubt erkennen? diese Sorgfalt ist bey weitem nicht so erheblich, als das Urtheil der andern, vor welchen man sich so bedachtsam zu verstecken sucht.

Was werden die Leute sagen? giebt meine Jungfer Nachbarin allemal zur Antwort, wenn ihr

ihr eine Zumuthung geschieht, die ihr Gewissen leicht verbeissen würde und weder ihre Erziehung noch ihre Religion könnten sie von der gefährlichen Klippe zurück halten, woran ihre Ehre so leicht scheitern möchtee Aber, daß sie in ein übles Gerücht kommen könnte; daß sie ein allgemeiner Spott werden würde, wenn sie der Versuchung nachgäbe: dies allein zwingt sie zur ängstlichen Befolgung einer äusserlichen Erbarkeit.

Gestehen Sie es nur, Herr Panquir! auch Sie fürchten bey aller Ihrer Geldsucht nur diesen Popanz: Was werden die Leute sagen? Nichts in der Welt, und nichts ausser der Welt würde sonst Ihre wucherhafte Begierde irgend einschränken können, wenn Sie nicht wahrscheinlich befürchten müßten, daß man übel von Ihnen sprechen würde.

Und Sie, Herr Amtshauptmann! Warum lassen Sie sich die mächtigen Triebfedern zu Steuer der Gerechtigkeit nicht öffentlich in Ihr Richthaus tragen. Warum muß die erkenntliche Partey das fette Opfer der Frau Gemahlin in die Küche liefern, da es doch eigentlich in die Amtsstube gehörte, woselbst es ein Beförderungs-Mittel zur glücklichen Beendigung einer verworrenen Sache werden soll? Nicht Ihre schwere Pflicht, nicht Ihre Ehrlichkeit — lediglich

diglich das Phantom, vor welchem Sie sich demüthigen bringt Sie dazu. Und was würden denn die Leute sagen? Etwa, der Herr Amtshauptmann hat weniger Gewissen, als die spendirte Gans, die nach ihrer angebohrnen Weise gerade fortschreitet, ihren Gang nicht künstelt und keinen Betrug übt; oder würden die Leute etwa sagen: der eingelieferte Haase muß wohl seine angeschossene ganze Furchtsamkeit mit zur Gerichtsstelle gebracht haben; oder — kurz, Sie fürchten, man möchte Ihnen künftig eben so wenig Einsicht als Gewissen und Rechtschaffenheit zutrauen.

Endlich hat sich der Herr Caplan überwunden, ein Hochzeitgast zu seyn. Er ist bey Tisch frölich mit den Frölichen; er hat eine muntere Nachbarin und zeigt lauter Zufriedenheit. Eine Bande Musikanten läßt sich hören. — Nun möchte er sich in einen Winkel verkriechen; ein Schauer über den andern befällt ihn; er will die Gesellschaft, die doch seinethalben nicht versammlet war, mit einemal stören. Man ermuntert ihn, seine Gegenwart länger zu schenken und das Vergnügen der Anwesenden nicht zu unterbrechen. Trocken antwortet er: Was werden die Leute sagen? Er nimmt die ernsthafteste Miene an, gießt einen Becher über den andern auf seine ruhige Leber, und droht so lange mit seinem frühzeitigen Weggang, bis ihm die

Höf-

Höflichkeit erzeigt wird, die Musick während der Mahlzeit schweigen zu lassen. Nun isset er ruhig fort, trinkt mit unter und nach aufgehobener Tafel, macht ihm der angehende Ball die neue Unruhe: Was werden die Leute sagen? Einige Gäste, deren morsche Füse eben keinen Beruf zum Tanz hatten, schlagen ein Lombre vor und bitten den Herrn Caplan, mit ihnen in ein Nebenzimmer zu gehen und ein Zeuge ihrer unschuldigen Vergnügen zu seyn. Unaufhaltsam entläuft er und sein Abschieds-Compliment ist sehr lakonisch: Was würden die Leute sagen?

Allerdings giebt es gewisse in die Augen fallende Vergehungen, welche ohne lautes Gelächter der Zuschauer nicht vollbracht werden können. Mit der Laterne am hellen Mittage konnte nur ein Diogenes gehen; über jeden seiner Nachahmer würden die Leute mit gegründeter Ursache reden. Aber giebt es nicht grössere Ueberschreitungen des Weges, den man wandeln sollte, ohne so sorgfältig zu seyn? Man ist geitzig; sagen denn die Leute nichts darüber? Man ist ganz für sich eingenommen; wird dies von niemanden bemerket? Man blehet sich wie jener Frosch in der Fabel; sollte dies denen nicht in die Augen fallen, die um uns sind und durch dies Aufblasen beleidiget werden? Oder ist es blos

Musick, Tanz, Karte, welche uns bey andern verdächtig machen kan?

Was denken Sie wohl, Herr Hof-Rath! daß die Leute von Ihnen sagen? Ihre leibliche Mutter, die den ganzen Rest ihres Vermögens für Sie widmete; Ihre brave Mutter, die bey Ihrer Promotion ihr letztes, ihr halbes Häuschen verkaufte und zur Miethe hoch unter das Dach zog, um nur Ihnen mit allen möglichen Kräften beyzustehen; diese Ihre Mutter will die Freude haben, Ihnen am Tage Ihrer Docktorwürde den ganzen Rest ihrer Haabseeligkeit zu sichern Händen anzuvertrauen — — und Sie schämen sich dieser Wohlthäterin; diese Mutter wollen Sie nicht sprechen; durch die Hände Ihrer Aufwärterin lassen Sie ihr diesen bethränten Schatz abnehmen. Was wenden Sie zur Entschuldigung für? „Wenn die Leute sehen sollten, in welchem niedrigen Aufzuge eine alte Frau meiner Herrlichkeit so nahe kommt — was würden sie sagen? — Eben diese Leute sagen nun, Sie wären bey aller Ihrer Gelehrsamkeit ein Narr, ein nichtswürdiger Sohn — Eben diese Leute bewundern das mütterliche Herz und vermaledeyen den ausser Art geschlagenen Abkömmling.

Wenn ich mich Ihrer, Herr Policeydirecktor! erinnere, so kan ich nicht ohne lachen die

Me-

Metamorphose überdenken, die bey Ihnen geschehen ist. Mit dem Ranzen auf dem Buckel zogen Sie als Bedienter vor dreisig Jahren an und die Leute sagten, Sie wären dienstfertig, angenehm, liebenswürdig. Ihr Principal war auch voll väterlichen Mitleids bey Ihrer Dürftigkeit, seine abgelegten Kleider wurden Ihnen ein angenehmes Geschenk, Ihr ganzer Putz. Einige Jahre nachher pißperten die Leute einander ins Ohr: Johann wird hochmüthig, und Sie rechtfertigten dieses geheime Urtheil gar bald durch Ihren öffentlichen Hervortritt. Es glückte Ihnen, Schwieger-Sohn des Hauses, endlich Nachfolger im Amte Ihres vormaligen Herrn zu werden. So gesund auch Ihre Knochen waren, so frisch auch Ihre Jugend noch hervor blühete: so waren Sie doch nicht mehr vermögend, zu Fus zu gehen. Stolz in der Kutsche mit einem Livre-Bedienten versehen, blehete sich der vormalige Johann. Wird man sich Ihres armseeligen Eintritts nicht mehr erinnern?

Wer wird aber so engbrüstig seyn, und das Raisonnement der Leute so pünctlich zu seiner Vorschrift wählen? **Brühl** würde ewiger Page geblieben seyn, wofern er sich in seinem Operations-Plane durch die verächtlichen Urtheile seiner Neider hätte abschrecken lassen. Und ist es irgend einem Minister geglückt, sich über die

Sen-

Sentiments des ganzen Landes hinaus zusetzen, so war es dieser. Keine Beschuldigung machte ihn muthlos und schlau genug wußte er den Weg zu versperren, daß die Leute, die gegen ihn viel nachtheiliges sprechen wollten, nichts verfängliches sprechen konnten und daher kam es, daß er dem sonst gewöhnlichen Ende einer Staatsministerschaft ausgewichen und bis zum Schluß beyder scharfsichtigen Augen gros geblieben ist.

Allein welches Genie, das etwa auch noch zu grossen Unternehmungen fähig wäre, ist nicht bey jedem Schritt zu verzagt? Durch die blendende Macht meines Sprüchworts zurückgehalten, ist alsdann die Furchtsamkeit alsdann allein Schuld, wenn der grosse Mann nicht zu Stande kommt, der seiner Entstehung schon so nahe war; wenn der Grad des Glückes nicht erreicht wird, zu dem man hinauf steigen konnte; wenn man seiner Neigung zu Thaten, die eine allgemeine Aufmerksamkeit nach sich ziehen, nur um deßwillen Gewalt anthut, und sie einschränkt, weil man ungünstige Urtheile, weil man die Gewalt des Sprüchworts befürchtet: Was werden die Leute sagen?

Das einzige sichere Mittel, allen Vorwürfen den Gift zu nehmen und sich wider die Tyranney dieses Sprüchworts sicher zu stellen, ist

das

das Bewußtseyn, rechtschaffen gehandelt zu haben. „ **Laßt die Leute reden, was** „ **sie wollen,** “ sagte ehemals **Plato**, als ihm bekannt gemacht wurde, seine Feinde sprächen sehr nachtheilig von ihm, „ **das hat** „ **nichts zu bedeuten; ich will schon so** „ **leben, daß ihnen niemand glauben** „ **soll.** “

Da die Welt gewohnt ist, nach sehr seichten Gründen zu urtheilen und insgemein eben so leichtsinnig ohne Grund tadelt, als sie ohne Ueberlegung zu rühmen pflegt: so sollte man sich nicht so ängstlich um das Urtheil der Leute bewerben, weniger Neugierde, weniger argwöhnische Furcht haben und sich das Sprüchwort: Was werden die Leute sagen? nie zum Regelmaas machen, wornach man sein Unternehmen abmessen möchte. Eine ernsthafte Betrachtung über jede Sache, ehe wir uns derselben unterziehen; der Beyfall unsers Gewissens, mit dem wir zu Rathe giengen und die Vorschriften der Religion — dies sind Anführer, die uns sicherer führen, als jenes Phantom, das Irrwischen ähnlich, die Einfalt verblendet, auf Abwege verleitet und so veränderlich in seinen Gestalten ist, daß es morgen verwirft, was es heute anpries, oder in der nemlichen Minute eben das Unternehmen erhebt, und vergöttert, welches

bey

bey der vielfachen Zunge des Gerüchtes in eben der Minute getadelt wird. Wer kan die Meinungen der Menschen unter einen Hut bringen? Wer kan es allen Menschen recht machen?

Ich nicht.

Wer

Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

Ich kan nicht glauben, daß man sich in unsern erleichteten Zeiten unter dem Glück die magere Figur eines Franenzimmers vorstellt, welche nach der Phantasie der Dichter mit einem Fuse auf die Kugel tritt, die den Wellen des Meers ausgesetzt ist und in der Hand eine Segel hält; eines Frauenzimmers, das nach altmodischem Geschmacke geputzt ist und heutiges Tages nichts reitzendes zeigt. Würde man sich um eine so schlechte Gestalt des Glückbildes bemühen, wenn man sich nicht unter dem Glück eine weit vorzüglichere Schöne vorstellte? Es sind gewiß wenig Ehemänner durch eine heßliche alte Frau glücklich geworden.

Armer Sophron! du bist betrogen, wenn du glaubst, daß du ein Glück gehabt hättest, die alte reiche Claudia als Braut heimzuführen. Es ist wahr sie hat mehr Vermögen, als mancher Graf für das ganze Antheil seines ererbten Vermögens, nach Abzug der väterlichen Schulden, ausgezahlt bekommen

men würde, wenn er sich verleugnen wollte, sein Erbtheil zu verkaufen. Aber hast du denn auch das Glück gehabt, ihr Geld heimzuführen und so unter die Hände zu bekommen, wie du deine Claudia im Besitz hast? Glück genug für dich, daß sie dir im Ehepackt eine beträchtliche Summe ausgesetzt hat, wofern du sie überleben solltest. Doch glaube nicht, daß du dieses vermeinte und durch authentique Zeugen bestätigte Vermögen erhalten wirst. Der Verdruß wird dich vor der Zeit entkräften und dein größtes Glück wird in einem frühen und gewünschten Tode bestehen.

Muthmaset ihr etwa, flüchtiger Herr Marquis! daß eure Verheyrathung mit der begüterten Lälia ein Glück für euch sey? Sie sollte eurem armseeligen und prahlerischen Zustande zu Hülfe kommen. Ihr Wunsch aber war, sich durch euch mit Ehren unter die Haube zu bringen. Glück genug auf beyden Seiten, wenn es erkannt würde.

Häßliche Gestalt des Glückes! wie anreitzend bist du? Der Magnet zeigt seine geheime anziehende Kraft gegen Norden und gegen das Eisen. Du aber, du bist weitschweifender und unersättlich. Nord, Ost, West, Süd, alle Gegenden, alle vernünftige Geschöpfe sind durch dich bezaubert. Aerger bist du als Circe. Cir-

te verwandelte nur die Begleiter des Ulysses in Thiere, die doch nicht allen Verstand verlohren hattten. Du aber, täuschendes Glück! verwandelst die meisten Menschen in solche Geschöpfe, die sich von dir blindlings leiten lassen. So verführerisch kan das schönste junge Frauenzimmer nicht seyn.

Gleichwol kommt auf diese Göttin alles in der Welt an. Ohne ihren Beystand wird der Gelehrteste nicht hochgeschätzt, der Tapferste nicht hervorgezogen, die Schönste nicht für schön genug erkannt. Der witzigste Kopf wird ohne sie an seinem Schreibtisch verrosten. O wie manches grosse Genie sah sich von ihr verlassen und mußte hingegen gewahr werden, daß ein kurzsichtiger Verstand von dieser ungerechten Göttin zur allgemeinen Bewunderung aufgestellt wurde. Sollte man nicht gegen die Lobsprüche der Zeitungsverfasser etwas mißtrauischer seyn?

Was ist denn aber das Glück, durch dessen Gunst jeder die Erfüllung seiner Wünsche sucht? Viele halten das Glück für ein freches Mädchen, das sich oft dem Niederträchtigsten preis giebt. Bald erscheint es, als eine alte geitzige Frau, der man viel gute Wörtchen geben muß, ehe sie mit einem Groschen herausrückt. Bald gleicht es einer fruchtbaren Kinder-Mutter, die dem Liebhaber gar zu oft und gleichsam wider alle

Hoffnung mit ihrer Geburt beschenket. Zuweilen hat es die Beschaffenheit einer Dame, die ihrem Hauswesen ordentlich vorsteht; die eine treue Gehülfin des Mannes, eine gütige Pflegerin ihrer Kinder, eine vollkommene Menschenfreundin gegen jedweden ist, und das Wohl der meisten Bedürftigen zu befördern sucht. Bald gleicht es einem eigensinnigen Mädchen und läßt sich nicht leicht von denen erhaschen, die dem Glück nachjagen und voll Befremdung sehen müssen, diese Göttin biethe sich vielfältig nur denen selbst an, die sich gar keine Mühe um ihre Gunst geben. Je eifriger man die Gunst der Spröden sucht, desto gleichgültiger ist ihr Betragen, und wenn sie sich hart genug bezeugt haben, so verwandeln sie ihre Sprödigkeit in einen Versuch, selbst der angreiffenden Theil zu werden.

Das Frauenzimmer will allezeit geschmeichelt seyn. Dies sind die Vorrechte eines Geschlechtes, welches eben dadurch eine Erleichterung seiner Beschwerlichkeiten findet. Man wende daher eben die Aufmerksamkeit auf das Glücksbild; welche unsere junge Herren gegen ihre Schönen beobachten lernen. Man spare keinen Fleis, wie Menalk, der alle Gelegenheiten beobachtet, seiner Daphne die lebhafteste Hochachtung zu sagen, und sich von dem schlimmsten Wetter und von der Nacht nicht hindern

läßt.

läßt. Doch der zierlichste Amourmacher kan nicht jedes Frauenzimmer bewegen und der vortrefflichste Mann lebt öfters im Unglück. Er giebt sich zwar alle Mühe, glücklich zu werden; allein das Glück ist gegen ihn so hart, wie gewisse Schönen sind, die auf ihre Jugend oder auf ihre Vorzüge trotzen oder durch eine verstellte Härte die Treue ihres Liebhabers untersuchen wollen. Läßt sich Damon durch die erste abschlägliche Antwort einer Doris abschrecken, so ist er selbst der Grund seines vermeinten Unglücks. Und wer auf das Glück ungehalten wird, weil es seine Wünsche nicht so gleich erfüllt, dessen Vorurtheil sind eben so ungegründet.

Mancher Chapeau seufzet unaufhörlich um die Gunst seiner Schöne und er wird endlich erhört. Sollten wir nicht eben so eifrig, eben so beständig um die Zuneigung des Glücks bemüht seyn und alle Augenblicke beobachten, wo wir unsere unablässige Dienstbeflissenheit bezeugen könnten? Sollten wir nicht mit einem unermüdeten Eifer durch eine tugendhafte Aufführung darthun, daß wir der Gunst des Glücks nicht ganz unwürdig wären?

Es geschiehet nicht selten, daß sich ein Frauenzimmer gegen denjenigen gütiger erklärt, dessen Eigenschaften in unsern Augen nicht so viele

Vorzüge haben, als die Schöne zu finden glaubt. Auch das Glück ist zuweilen gegen solche Personen fast verschwenderisch, von denen wir glauben, sie wären der angenehmen Umstände nicht würdig, die sie geniessen. Man urtheilt gemeiniglich, daß man **weder Glück noch Stern** habe, und man verfällt auf die uralte Grille der Astrologen, die ehedem alles Glück und Unglück der Menschen dem Gestirne zuschreiben wollten. Ist alsdann unsere eigene Uebereilung, unsere Eigenliebe, unser Vorurtheil nicht allein Schuld, wenn wir ausser allen Genuß des Glückes gesetzt werden? Man darf nur ein Frauenzimmer zu verachten anfangen, weil es einen andern höher, als uns, schätzt, so wird sich die vorige Gleichgültigkeit in einen Haß, in eine Verfolgung, in eine Wuth verwandeln. Das Glück ahmt auch hierinn dem schönen Geschlechte nach, und raubt allen Ueberrest des Vergnügens und der Güter, so bald wir das Verfahren des Glücks mißbilligen und zur Rede stellen, oder über dessen Eintheilung unwillig werden.

Sey nicht stolz, o **Renegal**! daß dich das Glück höher schätzt, als ich von ihm geachtet werde. Du brüstest dich zwar, gleich einem Stutzer, der im Golde starrt. Aber — — es kommt auf das Glück an, ob es dich einer fernern Zuneigung würdig achten wird. In einem

nem Augenblick kanst du alle Vorzüge verlieren, die dich itzt aufblasen; du kanst unglücklicher werden, als ich bin. Man hat allezeit mehrere Behutsamkeit anzuwenden, sich in seinem Glücke zu erhalten, als man im Unglücke befürchten darf, noch unglücklicher zu werden.

Crösus, der in dem ererbten Lydien befehlen durfte, traute dem Glücke und wurde übermuthig. Er wagte sich und es glückte ihm, die Stadt Ephesus und alle Griechen im kleinen Asien zu besiegen. Alsdann warnte ihn eine sauere Miene des Glückes. Atys, sein hoffnungsvoller Sohn, wurde von einem Phrygischen Fürsten auf der Schweinsiagd unversehens umgebracht. Dennoch wollte Crösus den Beystand des Glückes ertrotzen, und war verwegen genug, sich an den mächtigen Cyrus zu wagen. Stolz auf sein vormaliges Glück lieferte er den Persianern ohnweit der Stadt Sardes eine blutige Slacht, worinn der reiche König Crösus sein Reich und seine Freyheit verlohr. Cyrus verurtheilte seinen gefangenen Feind zum Feuer; Crösus stund bereits auf dem Scheiterhaufen und schrie etlichemal: o Solon! Solon!

Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Der reichste König, verlassen vom Glück, mußte an denjenigen seine Provinzen abtreten,

dessen wachsende Eroberungen er zernichten wollte. Crösus sollte auf die grausamste Art sterben, da er seinem Glücke zuviel getraut und das Urtheil eines **Solons von Athen** verachtet hatte. Erst unter dem widrigsten Schicksal ward er an den Ausspruch eines Mannes erinnert, dessen Worte itzt bekräftiget wurden. Alle seine Schätze waren in der Hand eines klein geachteten Feindes und die Quelle war völlig verstopft, auf welche Crösus sein Glück setzte. Solon hatte also recht gesagt: **Niemand sey vor seinem Tode vollkommen glücklich zu preissen.** Man darf nur auf die Folgen dieser veränderten Glücks-Umstände sehen, so wird man viele lehrreiche Betrachtungen anstellen können. Ein aufgeblasener Crösus lernte das Sprüchwort verstehen, und ein siegender Cyrus wurde eben dadurch zur Behutsamkeit ermuntert. Als nachdenkender Ueberwinder schenkte er dem Verurtheilten das Leben und bediente sich nachher öfters des Raths eines Prinzen, der die höchste Stufe des Glücks und des Unglücks betreten hatte. Wie glücklich würde Cyrus immer regiert haben, wenn er dies Beyspiel der Abwechselung immer vor Augen gehabt hätte! Wie glücklich würden noch itzt die Mitgenossen unsers Zeitpuncts seyn, wenn sie mit mehrerer Behutsamkeit die wankende Kugel des Glückes beobachteten und fürchteten!

Glau-

Glauben denn Ew. Hochwohlgebohrne Gnaden, daß Sie im Besitz eines unwandelbaren Glückes seyn müßten, weil sie den Einfall gehabt hätten, die einzige Fräulein Tochter des Herrn General-Lieutenants zu entführen, Ich vermuthe, das Glück habe es mit Ihnen nur versuchen wollen, ob Sie mit der geraubten Gemahlin und mit ihren dreymal hundert tausend Gulden so umzugehen wissen, wie man mit einem solchen Heyrathsgute umgehen muß. Wenigstens schrieben Sie es Ihren hochadlichen Verdiensten nicht zu, daß Sie ein so reiches Fräulein ohne Blessur, ohne Schuß, ohne Hieb, ohne Stich, blos durch eine Schelmerey, erbeutet haben. Das Glück weiß hundert Mittel, Ihnen diesen Schatz eben so listig wieder aus den Händen zu reissen, als Sie solchen in Besitz nehmen. O Solon! Solon!

Ein günstiger Anschein des Glückes ist noch nicht das Glück selbsten. Dem ohngeachtet mag es mein Nachbar geglaubt haben, als er durch Betrug, durch List und durch Bestechung den langwierigen Proceß gewonnen und sechs verlassene Waysen in das Armenhaus gebracht hat. Das beleydigte Glück sah die Undankbarkeit des triumphirenden Betrügers, und wendete den verstossenen Kindern eine reiche fremde Erbschaft zu. Mit Geld

in der Hand klagten sie über Unrecht, und man setzte sie wieder in das abgesprochene Vermögen. Mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit verliessen sie ihr Armenhaus und wurden milde Ernährer des Bösewichts und seiner Familie, die sich durch ihre Betrügerey den Haß des Glücks zugezogen hat. Nun wissen diese sechs Zeugen die wankende Kugel des Glückes ohne abgöttisches Vertrauen, ohne Vorurtheil und ohne Undank zu schätzen.

In allen Menschen ist ein unglaubliches Verlangen, das bevorstehende Glück oder das folgende Unglück vorher zu wissen. Diese Wißbegierde gründet sich auf den Wunsch, daß man glücklich, zufrieden, vergnügt und ohne widrige Zufälle seyn möchte. Der Scharfsinn der Menschen hat vielerley Gattungen der Wege ausfindig zu machen gesucht, wodurch man die Geheimnisse der Zukunft ausspähren wollte. Ehedem mußten es das Eingeweide der Thiere, der Flug der Vögel, und das Vorgeben des Augurs seyn, oder man nahm seine Zuflucht zur Astrologie, zu Träumen, zum Loos, zur Punktirkunst. Ein gewisses Häufchen hat eine neue Bahn zu finden gesucht, besondere Looszettel in ein Päcktchen gebunden, ihm den Namen eines Spruchkästchen gegeben und den Ausspruch dieser Zettel für das delphische Orakel ansehen wollen.

wollen. Ob man den Tag glücklich oder unglücklich seyn werde? — geschwind in den Glückshafen, in das Spruchkästchen gegriffen; die beygedrückte göttliche Antwort wird es sagen. Ich weiß wohl, daß man seinen Vorwitz zu beschönigen pflegt; daß man leugnet, man wolle Weissagungen daraus herhohlen und sich mit Ausforschung der Geheimnißvollen Vorsehung beschäftigen; daß man vorgiebt, man brauche das Spruchkästchen nicht statt eines Looses, sondern als eine gute Regel für den diesmaligen Zustand. Aber warum soll eben das Ungewisse eines in die Hand fallenden Zettels oder Blats die bestimmte Regel geben? Meines Vaters Bruders Sohn hat eine unangenehme Erfahrung gemacht. Er war zu den Jahren nicht nur, sondern auch in die Umstände gekommen, daß er sich zur Heyrath entschliessen mußte. Lange genug hatte er dem Schprüchwort nachgedacht: **Wer das Glück hat, führt die Braut heim.** Endlich setzte er sich vor, unter der Menge von Ehstands-Candidatinnen, **Carolinen** zur ehelichen Gehülfin zu nehmen, wofern es sein Spruchkästchen genehmigen würde. Er griff auf gerade wohl in den Glückstopf und das Loos, das er zog, war nach seiner Deutung eine günstige Prophezeihung seines Glückes der Ehe mit Carolinen. Aber, entweder muß seine Hermeneretick den Text nicht rich-

richtig genug exegisiret oder die Finger müssen sich vergriffen haben; kurz, mein Vetter warf nach dem ersten Monat sein Spruchkästchen ins Feuer, und wie gern hätte er die liebe Hälfte, seine Frau, nachgeworfen, die er doch unter lauter glücklichen Ahndungen heimgeführt hatte.

Haben die Jungfer Tante in den Kalender gesehen, ehe Sie das Jawort gaben? Dies war ohnlängst die Frage einiger Niecen in einer gelehrten Abhandlung, statt des gewöhnlichen Hochzeit-Carmens. Es wurde behauptet: der Kalender sey ein unentbehrlicher Hausrath, den man doch auch entbehren könne; er sey ein Tagebuch, und kein Prophetenbuch; Tage fände man darinnen, nicht das Glück, und das Weissagen des Kalenders träfe zu, wenns eintrifft. Es erfolge Sonnenschein, wenn die Sonne scheint; Es sey gut zur Ader lassen und gut schröpfen, wenn man es benöthiget wäre; gut purgiren und gut Arzeney zu nehmen wäre es, wenn es hilft. **Wann ist aber gut heyrathen?** Diese wichtige Frage wurde nicht etwa nur beantwortet: Wann der Planet günstig ist; sondern es ward mit geheimnißvoller Miene gezeigt: die Römer hätten es für gut im Vollmond gehalten, weil ihre Hochachtung für den Vollmond besonders groß gewessen wäre; Für bös hingegen

gen im Maymont, weil Mars in diesem sonst so angenehmen Monate die Göttin Minerva zu verführen gesucht hätte; deßgleichen hielten es die Römer für bös auf einen Festtag, weil die Frauenzimmer der Sabiner an einem Festtage waren entführet worden. Ferner suchten die Niecen ihre Jungfer Tante zu belehren: die Perser hätten die Verheyrathung im Frühlinge angerathen, wann Tag und Nacht gleich wäre, damit der längere Tag die Vergnügungen der Nacht nicht verzögern, die längere Nacht hingegen die Freuden des folgenden Tages nicht zurück halten möchte. Endlich fügten die jungen Mühmchen noch hinzu: andere Völker hätten keine Hochzeit im April angestellt, aus Besorgniß, in diesem Monat eine Frau aus der Hölle zu bekommen, weil sich im April die Erde aufthue, und die unterirdischen Götter oder höllische Polter-Geister ihrer Meinung nach, herauf stiegen. Alles dies ward mit mühsamen Noten erläutert und das Pagina mihi bey jeder Stelle sorgfältig angeführt. Den Schluß machten acht gereimte Zeilen, nach väterlicher Gewohnheit.

Der Einfluß der Gestirne und die sämtlichen Thorheiten, welche der Kalender prediget, wurden zwar ehedem allgemein geglaubt, itzt aber möchte der Glaube an den Mond und an die Planeten nur etwa noch ein Eigenthum

kurz-

kurzsichtiger Menschen seyn, die dem Ueberbleibsel des Heydenthums noch nicht ganz entsagt haben, und nicht merken wollen, daß die vermeinte himmlische Influenz alle moralische Freyheit aufhebe und dem Menschen ein bestimmtes Schicksal setze, dem er nicht entgehen kan.

Wenigstens ist der Kalender unschuldig, wenn die Hochzeit einige Monat später gehalten wird, als die frühzeitige Niederkunft der jungen Frau erfordert hätte; wenn sich die Gemüther der Verheyratheten nicht zusammen paaren wollen; wenn der Mann zu eifersüchtig und die Frau zu gütig gegen ihre jungen Mitbürger ist. Oder man müßte die Kalender Prognostika annehmen, welche **Ovid** in seinen Libris Fastorum so umständlich seinen Landsleuten vorlegte, und z. E. vom **März** schrieb:

Nubere si qua voles quamuis properabitis ambo,
Differ: habent paruae commoda magna morae,
Arma mouent pugnam, pugna est aliena maritis,
Condita cum fuerint, aptius omen erit.

Sein

Sein Prognostikon vom **Maymont** war:

Nec viduae taedis eadem, nec virginis apta
Tempora. Quae nupsit, non diuturna fuit.
Hac quoque de causa (si te prouerbia tangunt)
Mense malas *Maio* nubere vulgus ait.

Hingegen vom Monat **Junius** sagte **Ovid**:

Est mihi — — — — —
Filia: — — — — —
Hanc ego cum vellem genero dare; tempora taedis
Apta requirebam, quaeque cauenda forent.
Tum mihi post sacras monstratur *Junius Idus*
Vtilis et nuptis, vtilis esse viris.

Was daher dem Kalender nicht beygemessen werden darf, das wird auf Rechnung des **Ohngefährs** geschrieben und mein Sprüchwort muß sich gar oft dahin deuten lassen: **Wem das Ohngefähr günstig ist, der führt die Braut heim.**

Ach ihr schönen Kinder! wie vielfach schlagen eure Hoffnungen fehl; wie vielfach zu euerm Glück schlagen sie fehl, und wie dankbar solltet ihr dem Ohngefähr seyn, das eure Wünsche vereitelte und euch nicht in die Arme des Mannes führte, den ihr wünschetet. Aber wie selten seyd ihr voll dankbarer Gesinnung! Wie schmälet ihr hingegen auf das Ohngefähr, wenn ihr eure vermeinte Reitzungen an den Mann gebracht habt, und nun euern Sieg nicht mit den freudigen Lorbeern gekrönt findet, die ihr in der Ehe sammlen wolltet?

Julchen! warum weinen Sie itzt so oft, da ich Sie doch vormals immer munter, immer halb tanzend zu sehen das Vergnügen gehabt habe. Entsinnen Sie sich noch, wie Sie jedem Dichter, jedem Schriftsteller heimlich fluchten, welcher Ihnen den Unterschied zwischen der ehelichen und freyen Liebe erörtern wollte? Ihr Wunsch war ein Mann. Das Ohngefähr machte ganz besondere Wendungen in Ihren Liebes-Angelegenheiten. Sie wurden der Possen des blinden Glücks überdrüsig, welches die und jene Verheyrathung inzwischen mit einiger Demüthigung für sie stiftete. Hatten Sie zuvor einigen Unwillen gegen das Ohngefähr blicken lassen, so wurden Sie nun des Schlusses, den ersten, den besten, zu nehmen. Freylich füllte der erste, der sich nach diesen

sen Ihrem Entschlusse bey Ihrer Frau Mama meldete, Dero Augen nicht so sehr, als Sie vorher verdienstvollere Anbeter gesehen und verächtlich abgewiesen hatten. Sich aber auch diesmals nicht zu entschliessen, hielten Sie für unräthlich. Sie gaben die Hand und empfiengen eine Hand, aber kein Herz empfingen Sie und Sie gaben auch kein Herz. Schmälen Sie noch auf das Ohngefähr, dem Sie vorher trotzten, und nun in Ihrer Ehe dessen Ahndung empfinden?

Allerliebste **Claudia**! Weßwegen werden Sie itzt von Ihrem Gemahl gehaßt, da Sie doch in Ihrer vormaligen Liebesgeschichte seine Göttin waren? Sind Sie die vorige Claudia nicht mehr? Treten Sie doch vor Ihren Spiegel. Mich dünkt, Sie hätten noch eben die Reitze, noch eben den süssen Mund, noch eben das Einnehmende Ihrer Blicke, noch eben die blauen Augen. Nur die heitere Stirn, die vollen Wangen, die Zufriedenheit haben Sie nicht mehr. Warum verfehlen Ihren Gemahl die Donnerschläge und treffen Sie? Warum wird er dick und fett; Sie abgezehrt, kaum kenntlich? Sie sagen: Von Ohngefähr mußte ich in das Unglück kommen!

Lieschen, Ihre Frau Muhme, spielt eine ganz andere Rolle. Ihr Mann achtete es zwar für ein Glück, sie heimzuführen, aber das glaubte er nicht, daß sie eine despotische Gebietherin des Mannes werden würde, der ihr vor der Trauung den Namen seiner Königin, seiner Gebietherin, in etlichen Verschen wie im Traume gab, und die schmeichlerischen Briefe nie im Ernste schrieb. Sie ist nun die gebiethende Frau. Soll sich ihr Seladon itzt beklagen, daß er ihre Befehle annehmen und befolgen muß? Wenn wir selbst einem andern das Schwerd in die Hände gegeben haben, uns damit hinzurichten; dürfen wir uns alsdann wohl noch beschweren, wann er unsern unüberlegten Befehl vollziehet?

Weises Lorchen! Sie regieren mit weniger Strenge und Bosheit, aber sie regieren doch. Sechs Jahre sind Sie nun, wo ich nicht irre, Ihrem Manne angetraut. Im ersten Jahre waren Sie die gefälligste Frau; jeder Wink Ihres Gatten schien Ihnen ein Befehl zu seyn und er dankte dem Glück von ganzen Herzen für die gute Führung. Im zweyten Jahr wurden Sie etwas ernsthafter. Sie erkühnten sich, diese und jene Kleinigkeit von Ihrem Geliebten sich auszubitten, und er würde angefangen haben,

haben, dem Glücke undankbar zu werden, wenn er Ihnen nicht gewillfahret hätte. Im dritten Jahre Ihrer Ehe kam Ihre Klugheit in besseres Wachsthum; Sie baten um nichts mehr; Sie sahen es nur gerne, wenn der gute Mann Ihren Wunsch erfüllte. Er war viel zu zärtlich und erkenntlich, als daß auch nur ein einziger Ihrer Wünsche umsonst geschehen wäre. Im folgenden Jahre wußten Sie dem gewonnenen Corydon seine Sorgfalt zuvergrößern. Ungewiß, welches Ihre Wünsche seyn möchten, war er öfters bekümmert, womit er solche sättigen könnte. Gaben Sie eine kleine Unpäßlichkeit an, so gleich wurde der Ihnen nicht gleichgültige brave Arzt gerufen und war dessen langwieriger und öfterer Besuch nicht vermögend, die Schwäche ganz wegzunehmen, so schlug Ihr guter Mann eine Reise nach dem Bad vor und der dienstfertige Docktor wurde gebeten, Sie dahin zu begleiten. Und weil dennoch öfters Ihr redlicher Corydon das Ziel Ihrer geheimen Wünsche nicht erreichte, so befreyten Sie ihm im fünften Jahre von der Mühe, darüber nachzudenken, womit er sich Ihnen gefällig machen könnte. Sie thaten Vorschläge. Auch diesen gab er Gehör. Darf er sich nun wundern und muß er es nicht einem Ohngefähr zuschreiben, daß Sie itzt im sech-

sten Jahre nicht mehr bitten, nicht mehr wünschen, nicht mehr Vorschläge thun, sondern nur befehlen?

Wie viel glücklicher sind Sie, als Ihre Frau Schwester **Lucia**! So mannigfaltige Mühe sie sich auch gab; so vielfache Angriffe an das Herz der jungen Herren ihrer Zeit sie auch machte: so gelung es ihr doch nur, den so oft belachten Amint endlich zum Liebhaber zu erhalten. Auch dieser schien ihr unbeständig werden zu wollen. Sie fesselte ihn, wie man Missethäter mit Fesseln bindet. Nun schien ihr Glück der Verheyrathung gemacht zu seyn. Amint war reich genug, sie zu erhalten, aber auch grob genug, ihr die vormalige Mühe oft vorzuwerfen und diese Werberin seiner Seele mit unerwarteter Dienstbeflissenheit zu belohnen.

Es würde meinem Sprüchworte vieles von seiner Vortreflichkeit mangeln, wenn es blos zum Vortheil des männlichen Geschlechtes brauchbar wäre. Sollte es nicht eben so gut heisen können: **Wer das Glück hat, bekommt den Bräutigam.** Es geschiehet gar zu oft, daß ein verachtetes Mädchen durch das Glück auf unbegreifliche Höhen geführt wird, sich über ihre Geburt erhaben sieht und den Werth des Sprüchworts auch

auf sich deuten kan. Waren es etwa persönliche Verdienste; war es ein Ausbund der Schönheit, oder etwa eine Gattung von Bezauberungen, durch die es dem Laufmädchen gelungen ist, eine gebiethende Frau zu werden? Das Glück wollte es. Dies war mehr als Verdienst, als Schönheit, als Bezauberung.

Noch erst neulich warf ein Lord vom ersten Range, der erhabene Stellen bekleidet, und durch die Unannehmlichkeiten, die er darinn erfahren, berühmt geworden ist, seine Augen auf eine Person von minderer Herkunft und ohne Vermögen. Die Mutter des Lords widersetzte sich der Mißheyrath aus allen Kräften. Sie bat ihn zuletzt mit Thränen, davon abzustehen; der Lord hingegen ersuchte sie fusfällig, sich seinem Glücke, davon ihn die ganze Welt nicht abbringen sollte, nicht zu widersetzen. Da faßte sich auf einmal die Mutter, stand auf, wischte die Thränen weg, nahm ihre Handschuhe und sagte im Weggehen: Ich bin wohl eine rechte Thörin, daß ich über eine Heyrath weine, darüber ganz England lachen wird. Durch diesen Einfall tröstete sich zwar Mylady — Nur der ungerührte Lord vollzog noch an dem nemlichen Abend die Vermählung.

Es ist eine etwas uneigentliche Bedeutung, wenn unter dem Glück die **Frau Mama der Braut** oder **des Bräutigams** zuverstehen ist. Das Sprüchwort müßte hernach heißen: **Wem die Mutter gewogen ist, führt die Braut oder den Bräutigam heim.** Freylich pflegten unsere Vorfahren schon zu sagen: Wer die Tochter haben will, der halt es mit der Mutter; Aber es fehlt auch nicht an Exempeln, daß der liebenswürdige Bräutigam öfters einen so starken Eindruck in das Herz der hoffnungsvollen Frau Schwieger-Mama machte, daß sie ihrer unverständigen Tochter dies Glück mißgönnte, sich selbst den Besitz des angeblichen Schwieger-Sohns wünschte, und das eheliche Band mit demjenigen knüpfte, welcher lieber die jüngern Reizungen der Tochter in Besitz genommen hätte.

Wer einen guten Freyersmann hat, führt die Braut heim; so läßt sich mein Sprüchwort auch erklären. Nicht jeder junge Mensch ist beherzt oder unverschämt genug, daß er sich selbst anbiethen und unbekannten Eltern die Tochter abfordern könne. Die Besorgniß, mit einem Korb abgefertiget zu werden, macht schüchtern. Der leichteste Weg ist die Absendung eines Vertrauten, der auf Kundschaft ausgeschickt wird.

Handelt dieser rechtschaffen, so ist durch der-
gleichen Besorgungen schon mehrmals eine
glückliche Ehe zu Stande gekommen; ist er
ein bloßer Kuppler, so ist es ein Unglück,
ihm unter die Fäuste zu fallen. Zur Kup-
peley sind nicht etwa nur alte Weiber erfor-
derlich, welche Personen verschiedenen Ge-
schlechts einige Gelegenheit zu häßlichen Aus-
schweifungen anbiethen und verschaffen; Es
giebt auch Männer, welche dies verdammte
Handwerk zwar nicht treiben, aber im Grun-
de ebenfalls als Kuppler zu betrachten sind.
Männer, welche Heyrathen zum Widerwillen
der Eltern veranstalten; welche den gehei-
men Briefwechsel besorgen; welche die Un-
ruhe der Liebenden befördern. Die theuren
Männer! Sie mischen sich in alt weibliche
Geschäfte, und machen sich ein Vergnügen
daraus, manchen Kuppelpelz zu verdienen.
Ich nehme mir die Freyheit ihre Bemühun-
gen solcher verlegenen Waare anzupreißen,
die zu besserm Fortkommen ihres Beystandes
benöthiget ist. Sie lassen sich zum Theil
für ihre Bemühungen billig finden; theils
sind sie auch grob in ihren Förderungen.

Herr Georg Siegfried thut es um den
dreyßigsten Pfennig des erheyratheten Ver-
mögens; aber dafür giebt er sich auch alle
Mühe. Er ist ein Mann, der sich in sei-

nem Amte ein Ansehen zu geben weiß, niemals zu Fus kommt und schon manches Paar zusammen gebracht hat, das außerdem nimmermehr zusammen gekommen wäre. Was zehn Versuche nicht auswirken können, das mögen zwanzig thun, wenn er nur seinen Zweck erreicht. Erst neulich machte er ein rechtes Meisterstück. Lisette, die vornehme, reiche, junge, und liebenswürdige Lisette; die einzige Tochter eines Vaters, der durch Lotterien und durch die Handlung zu einem Vermögen von zweymal hundert tausend Gulden kam; diese reiche Lisette wurde durch Siegfrieds Bemühungen die Braut des Herrn Wallrabs. Es hatte ihrem Vater geglückt, um sein baares Geld den Charackter eines königlichen Hofraths zu erhalten. Sein Handelshaus wurde etlichemal des allergnädigsten Besuches gewürdiget, und es fanden sich in der königlichen Begleitung einige Cavalliers des besten Turnier- und stiftsmäsigen Adels, die bey Lisettens Vorzügen nicht gleichgültig blieben. Lisette hätte damals nur etliche Jahre älter seyn dürfen, so wäre ihre Verwandelung in eine gnädige Frau gewiß gewesen. Der Vater starb entweder aus Geiz oder vor Gram und die Mutter zog sich den Tod ihres Eheherrn so zu Herzen, daß sie vierzehn Tage nachher auch aus dieser Zeitlichkeit gerissen wur-

wurde. Lisette ward dadurch die Erbin eines Vermögens, das ihren übrigen Vorzügen und ihrer Einbildung gemäs war. Dies lockte Freyer über Freyer herbey, die alle, wie vormals Jason, dieses goldene Vließ zu erobern trachteten. Aber nur Wallrab war glücklich, weil er sich der Empfehlung eines Georg Siegfrieds überließ. Es war auch eine Bemühung, die dem geschäftigen Freyersmann etwas einbrachte, wenn er es auch nur um den sechzigsten Pfennig gethan hätte. Ja, Geld macht Muth. Von 200000. Gulden thut der 60. Pfennig schon ein kleines Capital. Gründe genug, als ein braver Freyersmann unermüdet zu seyn.

Herr Wallrab war ein guter Bürgers Sohn und ein Mensch von ein und zwanzig Jahren, ohne Verdienste, ohne Wissenschaften, ohne gute Lebensart, ohne Vermögen. Desto nöthiger hatte er die Empfehlungen eines Siegfrieds, eine Braut heimzuführen, nach welcher tausend andere ohne Erhörung seufzeten. Der unverdrossene Siegfried wußte sein Vorhaben auch so auszuführen, daß Wallrab ganz ohne Verschulden diese Beute davon trug. Zufälliger Weise erhielt hierbey mein fruchtbares Sprüchwort noch eine Bedeutung: Wer das Glück hat,

das ist, **wer eine reiche Weste trägt, führt die Braut heim.** Was der enge- schnürte Leib des Frauenzimmers ist, das ist bey den Mannespersonen die Weste. Je kostbarer, je reicher, je glänzender solche ist, desto sicherer ist der Schritt eines Jünglings in die Wohnungen einer Schöne, die reiche Westen liebt. Gesetzt auch, daß einstweilen der Jude diesen Putz dem Stutzer a Conto der vorseyenden reichen Heyrath überlassen habe, so trägt er doch die Weste und hat durch sie das Glück die Braut heimzuführen.

Auch Wallrab, der unschuldige Bräuti- gam, mußte sich seiner Göttin in solchen Kleidern zeigen, wie sie die Prinzen vom Geblüt kaum zu tragen pflegen. Dem schlauen Freyersmann war nicht unbekannt, daß diese stumme Redner schon mehrmals den tiefsten Eindruck in die Herzen junger Schönen gemacht haben. Sollte nicht un- ter einer reichen Weste ein liebenswürdiges Herz verborgen seyn? Ist doch ein schön fri- sirter Kopf fast durchgängig für eine Anzei- ge des Verstandes und eines vollständigen Gehirns angenommen worden. Man ver- suche es, in schlechter Kleidung und mit zer- zauseten Haaren einer Schönen die Aufwar- tung zu machen; gewiß, alle Beredsamkeit wird unvermögend seyn, Eroberungen zu stiften. Herr Wallrabs Fehler war es eben

nicht,

nicht, daß er in Gesellschaften zu gesprächig war. Wovon sollte er reden? Von seinen restirenden Berechnungen mit den Galanteriehändlern, mit dem Schneider, mit der Nätherin? Davon hätte er vielleicht gesprochen, wenn ihm nicht sein klügerer Freyersmann den Grundsatz eingeprägt hätte: Mit Schweigen sich verräth niemand. Vielleicht ist bey dem Verlöbniß sein langes Stillschweigen dem lebhaften Affeckt der Freude zu zuschreiben. — Genug, Lisette wurde seine Braut, seine geizige, unartige und gebiethende Frau. Man hat mich auch versichern wollen, der schweigende Bräutigam sey endlich ein ganz gesprächicher Mann geworden, Siegfried hätte aber nach erhaltener Abfindung, an dem ganzen Erfolge keinen weitern Antheil genommen.

„ In Ketten und Banden, auf den Bau
„ will ich ihn bringen! Hat er, als Pachter,
„ nicht mehr Gewissen? Er hat in drey Jah-
„ ren das Kammergut so verdorben, daß die
„ gnädigste Herrschaft sechs Jahre ohne den
„ mindesten Nutzen zusehen muß, wie sie das
„ Gut mit schweren Kosten wieder in den
„ Stand bringt. Ich will ihm zeigen, wer
„ ich — —

Ach gestrenger und gnädiger Herr Kammerrath! Ich hätte mir heute nichts weniger, als ihren Besuch vermuthet. Ich will gern allerhand harte Conditiones eingehen und der Fürstlichen Kammer einigen Ersatz thun. — Machen Sie mich und meine einzige Tochter nur itzt nicht unglücklich. Wenn ihre Beschuldigen der gnädigsten Herrschaft vorgetragen würden, so könnte die bevorstehende Verheyrathung meiner Tochter mit dem reichen Pachter zu Ellrichsthal auf einmal krebsgängig werden.

„ Was ist denn die Mitgabe seiner Toch„ter? Nicht viel, Herr Kammerrath! Nur „ vier tausend Thaler, mehr kan ich bey mei„ner Armuth nicht abgeben. Ich würde auch „ dies nicht gekönnt haben, wenn es ausserdem „ möglich gewesen wäre, meine Tochter mit „ einem so angesehenen Manne zu verhey„rathen.

„ Er ist ehrlich und brav, Herr Pachter! „ das gefällt mir. Ich will die Sache über „ mich nehmen und bey der Kammer nicht nur „ seinen Credit zu erhalten suchen, sondern ihm „ auch einen anständigen Pachtcontrackt auf „ noch sechs Jahre auswirken. Es wird zwar „ einige Schwierigkeiten setzen, denn das Forst„amt hat gar zu klägliche Berichte erstattet, „ wie sehr sein Schafvieh die Waldungen verpritzt

„ pritzt habe. Allein ich will suchen, daß mir
„ die Commißion bey der Besichtigung aufge-
„ tragen werde. Dargegen verspreche ich mir
„ für diesen ihm hierunter erwiesenen grossen
„ Dienst wieder eine Gefälligkeit. Es wird
„ auf ihn ankommen, ob er will, daß er und
„ seine Tochter glücklich werde.“

Herr Kammerrath! dies ist mein einziger Wunsch; thun Sie doch die Barmherzigkeit — „ Damit er sieht, wie hoch ich ihn schätze und „ wie lieb mir seine Ehre ist, so will ich ihm „ meinen Sohn, der vor vier Wochen von „ Universitäten zurück gekommen ist —

Doch nicht zum Informator geben? Meine Tochter ist schon zu gros zum Lernen, Herr Kammerrath! — „ Nicht doch; er versteht „ mich nicht: Ich will ihm meinen Sohn zum „ Tochtermann geben“ — Aber der Pachter in Ellrichsthal — „ Der bleibt Pachter in „ Ellrichsthal auch ohne seine Tochter, und „ er Herr Pachter! wird der Schwiegervater „ meines Sohnes, nebst baarer Auszahlung „ des Heyrathsgutes von vier tausend Tha- „ lern. Wo ist Lorchen, seine Tochter?“

Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Kammerrath! weder ich noch meine Tochter haben die Ehre, Dero Herrn Sohn persönlich zu kennen

kennen und — „ Dazu ist noch Zeit ge-
„ nug — mache er es kurz; Sage er ja oder
„ nein —

J . . . . . . a . . . . . aber meine Tochter ist schon zu Ellrichsthal bey dem Pachter. „ Mit
„ dem will ich schon fertig werden. Adjeu
„ Herr Pachter! über acht Tage werde ich als
„ Commissarius bey der Waldbesichtigung kom-
„ men und meinen Sohn mitbringen; dann
„ ist Verlöbniß.

Wie der Herr Kammerrath befehlen.

Wer einem solchen Freyersmann unter die Hände geräth, der muß wohl die Braut heimführen lassen. Ein Antrag von der Art ist der unerwarteste, aber auch der durchdringendeste, und könnte leicht meinem Sprüchworte die neue Erklärung geben: **Wer grob und unverschämt genug ist, führt die Braut heim.** Nun begreife ich, warum Cupido blind gemahlt wird. Sonst sahe ich nichts lehrreiches in dieser Erfindung, wenn dieser Liebesgott mit verbundenen Augen abgebildet wurde. Ich glaubte, jeder Bräutigam sieht mit offenen Augen die Reitzungen seiner Braut und die Braut verdoppelt bey solchen Begebenheiten das Feuer ihrer Blicke, damit sie glücklich wähle. Ein unverschämter und interessirter Freyersmann

legt

legt beyden eine undurchdringliche Binde vor die Augen.

Ehedem gehörten die **Romanen** mit unter die Hülfsmittel, deren man sich bediente, die Art des Glückes kennen zu lernen, deren es so verschiedentlich bediente, eine Schöne heimholen zu können. Die Erzehlungen von irrenden Rittern, von entführten Fräuleins, von ewig bezauberten Schlössern u. d. machten den andächtigen Leser lüstern, ein irrender Ritter zu werden und sein Glück in einem verfallenen Schlosse zu suchen, eine gefesselte Schöne daraus zu entführen. In den diesmaligen Romanen eines Richardsons, Fildings, Gellerts rc. lesen wir von alle dem nichts und sie gefallen. Gefallen sie etwa darum, weil wir nichts als Natur und Empfindungen in den Begebenheiten lesen, die uns zwar weniger zum Erstaunen bringen, weil sie wahrscheinlicher sind, aber woran wir auch mehr Antheil nehmen, und für die wir uns, so zu sagen, interessiren, da die Umstände in unsere ganze Denkungsart und in unsern Umgang den grösten Einfluß haben. Unter der süssen Illusion vergißt man bald, daß es Ficktion ist, und verweilt sich mit Vergnügen bey der Art, welchen Weg das Glück diesmals zeigen werde, die Braut heimzuführen. Nur Sophiens Reise von Mehmel nach Sachsen phantasirt noch eine Entführung und

der Verfasser läßt Sophien in sehr böse Hände kommen. Solche Entführungen scheinen der Würde Abbruch zu thun, die man einer Schöne beilegt. Sollte es auch für ein rechtschaffenes Frauenzimmer schicklich seyn, so unverschuldet in die Macht eines Verderbers zu gerathen und so lange bey ihm ohne Verdacht auszuhalten? Sollten unsere Romanleser nicht Aufwallungen verspüren, und an das Glück den stillen Wunsch thun; Sophien in ihre Verwahrung zu geben?

Ein unerwarteter Zufall, den eben keine romanenmäßige Verwickelung erzeuget hatte, hat schon vielfältig die Stärke des Glücks in Heyrathssachen bestätiget. Dorant macht sich eine Promenade, Philinde stößt ihm von ohngefähr auf und in vier Wochen wird sie seine Frau. Lesbus ist auf der Reise. Der Postwagen ist seine Anlage zur künftigen Verheyrathung und die hier gefundene Gefährtin der Reise wird die Gefährtin seines ganzen Lebens. Bernille, ein Dienstmädchen bey einem holländischen Kaufmann, will ihr Glück in der Lotterie versuchen und begehrt 15. Gulden von ihrem Herrn für ein Loos. Ihr Dienstherr kennt die geheimen Absichten des Glückes so wenig, als sein Sohn. Jener versagt ihr das Geld nnd der unverständige Sohn höhnt Bernillen. Untröstlich über den mißlungenen Anschlag

schlag ihr Glück zu machen, sieht sie mit weinenden Augen einen jungen Fremden, welcher ihre Thränen dadurch trocknet, daß er ihr die erforderlichen 15. Gulden für das Lotterieloos anbiethet, und sie verspricht, von ihrem Lohn die dankbare Wiedererstattung. Uud mit dieser Auslage gewinnt ihr Loos 100000. Gulden. Nun entsteht Reue und Mißvergnügen im Hause; der junge Herr biethet ihr mit vieler Entschuldigung eine Heyrath an; Sie verwirft seine Anerbiethung und achtet sich aus Erkenntlichkeit für verbunden, ihrem gütigen Darleiher seine Gefälligkeit mit ihrem Herz und mit dem grossen Gewinst zu ersetzen, und die Verehlichung wird mit Pracht vollzogen.

Wer das Glück hat führt nicht nur eine **reiche** Frau heim; er kan auch eine **vornehme** Frau heimführen. Und gewiß vornehme Heyrathen haben, viel anreitzendes. Wer wird sich nicht alle Mühe geben, der Eidam des größten Ministers zu werden? Die Tochter des Superintendenten kan ihren Mann, wenn er auch anfangs nur Schulcollege wäre, leicht weiter helfen. Eine vornehme Eheverbindung ist aller Wahrscheinlichkeit nach der sicherste Weg, sein Glück dauerhaft zu gründen und schnell zu vergrössern.

Ja

Ja, Herr Docktor! Sie haben es erfahren. Wieviel haben Sie nicht Ihrer Gemahlin und den vornehmen Schwiegereltern zu danken? Ihre Stärke, oder besser zu reden, Ihre Schwäche in den Wissenschaften ist zwar bekannt und dennoch sind sie kurz nach Ihrer Zurückkunft von Göttingen dem Landesherrn so empfohlen worden, daß Sie sogleich von der Gnade des Fürsten die herrlichsten Beweise erhielten, als Sie in eine Bedienung gesetzt wurden, die nicht Ihren Einsichten, sondern dem Stande der Braut gemäs war. Leben Sie nun nicht glücklich? Allerdings könnten Sie glücklich seyn, wenn Sie Verstand genug hätten, den Werth Ihrer Gemahlin in Unterthänigkeit zu erkennen und auch in der That ihr Sclav zu seyn, wie Sie sich bey der Anwerbung dazu anheischig gemacht haben. Allein Sie beruffen sich nur zu ihrem Unglück, auf die Vorrechte des Mannes, welcher ein Herr und ein Haupt der Frau wäre. Ueberlassen Sie lieber diese Grille solchen Männern, die ihrer eigenen Verdienste halber ein Recht haben, von der Frau einigen Gehorsam oder Folgsamkeit zu fordern, ohne solche zur Sclavin zu erniedrigen. Bey Ihnen sehe ich es zum voraus, daß alle Dichter bey Ihrer Hochzeit falsch geweissaget haben. Nichts als Zank, Beleidigung und Unglück wartet Ihrer. Wie glücklich würden Sie leben, wenn Sie sich weniger

niger vornehm oder gar nicht verheyrathet hätten.

Jener alte Adliche entgieng aus eigener Erfahrung dem mißlichen Glücke einer vornehmen Verheyrathung, als er sich seine Magd antrauen ließ, nachdem er zuvor zwo vornehme adliche Damen zur Ehe gehabt hatte. „Ich erniedrige „mich zwar, sagte er, aber ich hoffe mich „durch die letzte Wahl am glücklichsten zu se„tzen. Meine erste Frau war von so vorneh„mer Einbildung, daß sie sich nicht schämte, „von mir zu fordern, ihr Knecht zu seyn. „Die zweyte war etwas billiger, aber ich „war auch damals in solchen Jahren, die „ihr Ehre und Vergnügen verschafften. Itzt, „da ich alt und unvermögend bin, würde ich „der gröste Thor seyn, wenn ich Standesmä„ßig gewählt hätte. Ich habe mir lieber eine „Frau genommen, die des Dienens gewohnt „ist, und die sich nicht zu gut dünken wird, „mir in meinen alten Tagen an die Hand zu „gehen, und mir durch ihre Gefälligkeit ein „besseres Glück zu verschaffen, als ich von „meinen vorhergehenden Frauen fordern und „erwarten konnte.“

Dächten alle bejahrte Männer so vernünftig, so würden die Klagen eines kalten Mannes und einer frischen jungen Frau nicht mehr

gehört werden. Alt und jung schickt sich freylich nicht zusammen, wenn auf beyden Seiten eine beständige Zufriedenheit seyn soll. Es ist ein lächerliches Vorurtheil, wenn sich ein eisgrauer Mann nur deßwegen mit einem jungen Mädchen verbindet, um vergnügt zu seyn. Die Eifersucht, die kälte der Natur, der Mangel der Kräfte wird ihn bald genug über seine begangene Thorheit unzufrieden machen, wenn gleich die junge Frau eine Tochter des ersten Ministers wäre. Eine vornehme schöne Frau ist zwar leicht zu lieben, aber schwer in der Liebe zu erhalten. Ein verständiges Weib hingegen von minder vornehmer Herkunft ist leichter zu regieren, und eine reiche Frau ist leicht zu ernehren. Da bringt die Braut Geld mit, sich und ihren Mann glücklich zu machen, wenigstens glaubt der Bräutigam, daß seine gute Heyrath ein Mittel sey, die Verschwendung seiner Jugend zu ersetzen. Ich kenne manchen Flüchtling, der sich auf diesen Trost verließ: „Ein reiches Weib macht alles gut!“ Wenn er unter dem Gutmachen dasjenige versteht, was einem Sokrates lehrreich wurde, als Xantippe rasete, so hat der Flüchtling recht. Wenn er aber glaubt, mit dem Gelde seiner Frau eben so umzugehen, wie mit seinem durchgebrachten Erbtheile, so betrügt er sich. Er sollte an die altväterische Lehre gedenken: Hüte dich mein Pferd schlägt dich.

Reich und verdienstvoll ist selten beysammen; die Armuth hingegen muß sich blos durch ihre Tugend an den Mann bringen. Ein reiches Mädchen wird gewiß eine Braut, sie mag noch so eigensinnig, noch so ungestaltet, noch so niederträchtig seyn. Sie irren sich Mademoiselle Nicoline, wenn Sie vermuthen, daß Ihr Bräutigam eine Neigung für Ihre Gemuthsart hege. Ihr Vermögen ist so schön, daß er Ihr Herz darüber vergißt. Und Sie lieben ihn dennoch? Sie werden in den erstern Wochen erfahren, wer ihr Mann ist. Vermitteln Sie es nur, daß binnen diesen wenigen Tagen der Herr Papa die Mitgabe auszahlt, so haben Sie doch das Glück der Zärtlichkeit einige Tage genossen. Nachher werden Sie Ihren Reichthum selbst verachten lernen. Eine jede Braut, eine reiche Braut besonders verspricht sich von ihrem Liebhaber nichts als angenehme Stunden. Mit Geld, denkt sie, kan man alles kauffen, sollte man nicht auch eine beständige Zuneigung des reich gemachten Mannes erkauffen können? Er seufzete ja als Bräutigam beständig nach dem Besitz seiner Braut; sie war sein einziger Wunsch. Und wie lange? Bis er der Besitzer des Vermögens ist, das er suchte. Dann ist die Einbildung bey dem beständigen Genusse des Umgangs nicht mehr so lebhaft; man wird gleichgültig; man kan sich über Kleinigkeiten nicht allemal

vergleichen und fängt an zu seufzen. Nichts ist leichter, als ausser dem Genuß des Glückes gesetzt zu werden; allein nichts ist schwerer, als sich in beständig angenehmen Glücksumständen zu erhalten. Ich finde weit mehrere Beyspiele solcher Personen, die im Unglück nicht verzagt waren, als ich eine Anzahl solcher Menschen entdecken kan, die sich immer in einem guten Glücke erhalten haben.

Sie erfuhren den Unterschied, Herr Maderen! als Sie erst eine reiche alte, nachher eine vornehme und zuletzt eine arme junge Frau heyratheten. Ihre erste Ehe hätte Sie in die beste Verfassung setzen können, wenn Ihr alter Geitzhals, die Frau Liebste wollte ich sagen, so viele Gütigkeit für Sie gehabt hätte, Ihnen das erheyrathete Vermögen zum Vortheil Ihrer angefangenen Handlung willkührlich zu überlassen. Aber Sie hatten sich eine Frau erwählt, die Ihr goldenes Vließ, wie jene feuerspeyende Drachen zu Kolchis bewahrete. So sehr Sie sich auch zwungen, durch verstellte Zärtlichkeit den Geitz einzuschläfern, so behutsam wurde die Frau gemacht. Ein erwünschter Zufall lieferte das zehe Herz dem Grabe, Ihnen aber die zehen tausend Gulden in die Hände, welche in den Ehepackten ausbedungen waren und Sie konnten solches Geld als eine kleine Bezahlung des Verdrusses ansehen, den

Sie bis daher in Ihrer Ehe gehabt hatten. Ich nenne es eine kleine Bezahlung, da Sie mit dieser Summe Ihre Gläubiger kaum befriedigen konnten. Nach einem halben Jahre und etliche Wochen schritten Sie zur zweyten Wahl. Sie überliessen sich völlig den blinden Führungen des Liebesgottes. Die Tochter eines Mannes, der viel in dem Lande gilt, wurde Ihre Braut. Doch die Tochter eines vornehmen Mannes wollte auch einen vornehmen Gemahl haben. Sie mußten sich also in dem ersten viertel Jahr bequemen, den Titel eines Raths zu erkauffen. Alsdann vergaß die Frau Räthin, daß sie die Frau eines Mannes sey, der von der Handlung leben müsse. Ich glaube, und Sie glauben es selbst, daß Ihnen Ihre dritte Verheyrathung mit einem armen würdigen Mädchen das gröste Glück zugebracht habe. Diese letzte sorgte für ihr Hauswesen, für das Vergnügen des Mannes und konnte weder auf Geld noch auf Stand trotzig seyn. Ihre einzige Freude suchte sie in der Zufriedenheit ihres Mannes.

Diese abwechselnde Zufälle bey den Heyrathen haben mich belehrt, daß es eine mißliche Sache um reiche und vornehme Frauen ist, und daß der Dichter bey seinen Glückwünschen auf Hochzeiten sich nicht so sehr in seinen Prophezeihungen übereilen sollte. Ueberhaupt wäre

es besser, wenn solche Gedichte erst zehn Jahre nach der Hochzeit abgefaßt würden. Daher mag es auch gekommen seyn, daß man nach fünf und zwanzig Jahren eine silberne Hochzeit und nach funfzig Jahren eine Jubelhochzeit feyert, und durch die Dichter das Glück solcher geprüften Paare bekannt machen läßt.

Indem ich itzt diese Abhandlung meines Schrüchwortes nochmals überdenke, so werde ich gewahr, daß es nicht allemal ein Glück sey, eine Braut heimzuführen; daß so viele Verehlichungen dem gehofften Glücke widersprechen und den denkenden Zuschauer in ein Labyrinth führen, wo er den Satz des zureichenden Grundes nicht ausfindig machen kan. Allemal bleibt es unbegreiflich, wie sich freye Personen entschlissen konnten, sich selbst mit Ketten zu binden, die unauflöslich sind. Der harte Stand angeschmiedeter Galeerensclaven kan nicht so unerträglich seyn; Jene sind sich doch gewisser Verbrechen bewußt, wenigstens wurden sie gezwungen, sich in die Fesseln schmiden zu lassen. Aber wer zwang Sie, Herr Valer, daß Sie sich mit Julchen, mit dem unausstehlichen Julchen verknüpften? Es ist nicht mehr üblich, dem bössen Geist eine so unumschränkte Gewalt zuzueignen, und ihn zum Heerführer solcher Vergehungen zu machen, welche die Menschen noch selbst, ohne Beyhülfe

hülfe eines höllischen Geistes ausführen können. Oder wollen Sie Ihre unbegreifliche Heyrath einer Sinnlosigkeit zuschreiben? Sie hatten ja offene Augen und Ihr übriges Betragen ist ein Zeuge von Ihrer guten Vernunft. Sie nennen ihr eheliches Kreuz eine gemeine Thorheit, in die auch der Klügste fallen kan, und thun das geheime Geliebde, wofern Sie auf eine gute Art von diesem Joche befreyet würden, sich zum zweytenmal besser vorzusehen und das Glück zuvor näher kennen zu lernen, durch welches man eine immer gefällige Gattin heimführen kan.

Itzt beruhigen Sie sich. Sie sind nicht der einzige, dem seine Heyrath unbegreiflich vorkommt. Die Menge Ihrer Collegen beseufzet die Raserey der ersten Liebe; aber nicht jeder ist so entschlossen, wie Sie, den wichtigen Schritt künftig wieder wagen zu wollen. Wenigstens werden Sie künftig, wenn Sie von dem Glück wieder eine Frau suchen, sich nicht übereilen; so bedachtsam werden Sie dem Glücke entgegen gehen, wie ein alter Rathsherr jeden Schritt abmißt, wenn er auf das Rathhaus gehen will. Und doch ist schon mehrmals ein ansehnliches Rathsglied gestolpert.

Die neueste Geschichte giebt meinem Sprüchwort einen ganz neuen Zusatz. Bey der bis-

herigen Art zu lieben war es noch nicht üblich, erst die Braut halb tod zu prügeln und sie mit Füssen zu treten, ehe man das Glück um Beystand bat, die halb geschlachtete Schöne heimführen zu dürfen. Gleichwol hat ein Virtuose in Berlin diesen Versuch ohnlängst gemacht. Anfangs begegnete ihm das Glück mit einer verdienten ernsten Miene, stieß den barbarischen Virtuosen aus der Capelle und erniedrigte ihn zum gemeinen Pfeifer. Und doch wollte das Glück auch seine Gewalt zeigen, die es über menschliche Herzen bey Verheyrathungen hätte. Es befahl dem zärtlichen Mädchen, den harten Bräutigam aus seiner Erniedrigung los zu bitten und ihm ihre Hand zu geben. Sie that es mit einer Bereitwilligkeit, die bewundernswürdig war; denn es gehört gewiß viel Zärtlichkeit und Heldenmuth dazu, den sich zum Manne zu wählen, der schon als Bräutigam seinen Herzensschatz mit Füssen trat. Allein das Glück soll auch diesem Virtuosen ins Ohr gesagt haben, daß er seine Frau besser behandeln möchte, wofern er nicht noch einmal in die lermende Compagnie der Trommelschläger gerathen wollte. Er verehrte auch die unwiderstehliche Gewalt des Glückes und ließ an seinem Hochzeittage einen Kupferstich austheilen, der in einem Medaillon eine Muse vorstellte, welche dem zu ihren Füssen liegenden jungen Menschen den Soldatenhabit abnimmt und ihm

die

die Hand reicht. Coeur heroique et tendre, elle a brisé mes fers war die Umschrift; das heldenmüthige zärtliche Herz! Sie hat meine Fesseln zerbrochen.

So fruchtbar auch mein Sprüchwort in Absicht der Verheyrathungen ist, so ist doch die pracktische Anwendung desselben noch viel allgemeiner. Wenn z. B. ein Vetter in Ostindien stirbt und seinem armen Freund in Europa zum Erben seines grossen Vermögens einsetzt, so spricht jedermann: der hat ein rechtes Glück gehabt. Gemeiniglich kommt eine so unerwartete grosse Erbschaft in solche Hände, die eben so wenig mit dem Gelde umzugehen wissen, als diejenigen, welche das grosse Loos in der Lotterie gewinnen. Sie schämen sich, ferner zu arbeiten, und glauben Geld genug zu haben. Sie wollen sich in Ruhe setzen und verfallen in Müßiggang, Faulheit, Schwelgerey und Krankheiten, zuweilen auch noch in eine kümmerliche Armuth. Es gehört mehr dazu, als Geld, wenn man einen vornehmen Herrn spielen will, und es scheint, als ob in dem ererbten Gelde aus Ostindien eine geheime Wirkung der Mittagslinie läge, von der man erzehlt, daß sie vielen den Verstand verrücke. Diese Muthmassung findet zwar nicht bey Erbschaften statt, die der Sohn natürlicher Weisse nach dem Tode seines reichen Vaters in

unsern temperirten Gegenden bekommt. Dem ohngeachtet ist ein solcher reicher Erbe nicht allemal so glücklich, als man von seiner Erbschaft erwarten konnte. Der Sparer will nach dem Sprüchwort, einen Verthuer haben und der Herr Sohn weiß öfters das Geld weit geschwinder zu verschwenden, als es der Schweis des Vaters erworben hat. Der Papa darf nur auf allzugrosser Sparsamkeit nicht die gehörige Sorgfalt und Kosten auf die Erziehung seines Söhnchens gewendet haben, so wird der schwere Kasten früh genug seiner Bürde entlediget werden und einen Sohn unglucklich machen, der durch Tummheit und Geld glücklich werden sollte.

Wenn die Schätze in den Lotterien mehr nach Verdiensten ausgetheilt würden, so hätten Sie, Frau Grostante schon oft das Glück haben müssen, den grossen Gewinnst davon zu tragen. Wer ist frömmer, wer ist andächtiger, als Sie? So ordentlich hält wohl niemand in der ganzen Stadt seine Morgen- und Abendandachten als Sie. Mit dem Schlag der Glocken erinnern Sie sich Ihrer Verpflichtung zu beten; Ihr Strickzeug wird weggelegt und es wäre eine unverzeihliche Ruchlosigkeit, wenn Sie die drey letzten Maschen des Strickstocks erst noch abstricken wollten. — Und eben so ordentlich schliessen Sie Ihre Andacht, so

bald

bald die Glocke brummt; sollte es auch mitten in der Gebetsformel Ihres Cubachs seyn. Das Glück muß dies Verdienst nicht kennen, oder die Gewinnste in der Lotterie müssen lediglich nach einem blinden Schicksal ausgetheilt werden. Gleichwol setzen Sie noch oft in Lotterien, damit Ihnen das Glück noch einst die Gelegenheit gönnen möchte, auf die erhaltene Nachricht eines Gewinnstes das Danksagungsgebet zu lesen, das Sie sich schon so lange ausgezeichnet haben und die Miene ausstudirten, in welcher sie solches laut lesen wollten. Und wie edel ist die Vertheilung des Gewinnstes, die Sie im Sinne haben? Und in welchen gerechten Eifer geriethen Sie nicht, als Sie neulich in der Zeitung lasen: „Ein gewisser, der „vormals in der Lotterie zu London 20000. „Pfund Sterling gewonnen hatte, verlohr „kurz nachher in einer Wette eine Guinee. „Bey Bezahlung derselben schalt er auf das „Glück und schwur bey seiner Seele: Er wä„re der unglücklichste Mann in England — „Der Undankbarste, sagte der Gewinner voll „Eifer, gab dem Mißvergnügten eine Ohr„feige und einem dabey stehenden armen Man„ne gab er die Guinee.“ O wie gütig, wie mildthätig würden Sie seyn, Frau Grostante?

Glückliche Gewerbe in der Handlung, sind schon längst als Mittel angesehen worden, meinem Sprüchwort eine günstige Deutung zu geben. Der Fleis eines Kaufmanns kan in wenig Jahren ein geringes Capital ungemein vergrößern und seine Beschäftigungen sind einem Staate unentberlich und nützlich. An Orten, wo Handlung blühet, öffnen sich die Quellen des Glücks, das sich nicht allein auf die Kaufleute, sondern auch auf den Staat selbst, auf jede Handthierung und sogar auf den Taglöhner ergieset. Ein Kaufmann lebt auch glücklich, so lange er einen schändlichen Wucher meidet und nicht sein ganzes Vertrauen auf sein Gewerbe, auf sein Waaren-Lager, auf seine Casse setzet, sondern die Hülfe eines höhern Beystandes suchet. Es kommen Zeiten, die der Handlung einen starken Stos geben; es giebt Betrüger, die den ehrlichsten Mann und dessen Familie in ein Unglück bringen; es ereignen sich traurige Fälle, die schnell und ohne Abänderung alles dahin reissen, worauf man stolz war.

Wie lange laboriren Sie nun schon, Herr Vetter? Glauben Sie denn, endlich noch schlecht Metall in Gold verwandeln zu können? Oder arbeiten Sie nur, das damit verbundene Geheimniß zuerfinden, dem

menſch-

menschlichen Leben eine Verlängerung zu geben, und den Reiz Ihrer Jugend im Fluge aufzuhalten. Beydes sind wichtige Vortheile, welchen schon längst eine verblendete Menge in die Wette nachlief, und durch Wahn und Dunst getäuscht, dies Phantom bald nahr, bald entfernt zu sehen glaubte, bald ganz aus den Augen verlohr, bald auf einer andern Spur das Glück wieder zu erhaschen vermeinte. Wie weit sind Sie gekommen? Doch noch nicht dahin, daß Sie, in Schulden und Armuth versunken, nun Ihres Irrthums gewahr werden und die Tage Ihres Lebens bereuen, welche so ungenossen dahin geflohen sind. Sie sagen: **Wer das Glück hat, führt die Braut heim.** Sagen Sie mir aber erst, ob die Kunst Gold zu machen, wofern man sie erfunden hätte, eine nützliche oder schädliche Erfindung für die menschliche Gesellschaft sey? ob dies wohlfeile oder theure Zeiten bringen würde? ob irgend einmal ein wahrer Adeptus gelebt habe?

Wer das Glück hat, führt die Braut heim, ist auch alsdann ein falsches Spüchwort, wenn ich aufs Verdienst sehe. Nicht allemal wird die Belohnung dem zu Theil, der ihrer am würdigsten wäre, und der Esel, der das Futter verdient, kriegt es selten.

Glau-

Glauben denn des Herrn Feldmarschalls Excellenz, daß Sie die Lorbeern des erfochtenen Sieges allein einsammlen dürfen? Ihr theures Leben war bey der hitzigen Affaire in Sicherheit; aber die braven Grenadiers, die haben Muth und Blut und Leben gewagt. Diese konnten bey dem Verlust ihrer besten Kameraden nicht einen Schritt zum Weichen gebracht werden; sie erstiegen das feindliche Retranchement und was führten diese tapfern Leute für eine Braut heim? Tödliche Blessuren, unbrauchbare Glieder — Dies war die saure Beute; keine Erhöhung zum Officier. In allen Zeitungen mußten sie zu ihrer Demüthigung lesen: „Der „Herr Feldmarschall von * * hat eine „ausnehmende Probe seiner Tapferkeit ab„gelegt u. s. w.

Nicht nur Holbergische Kanngieser, auch größere Männer, wissen sich der gedankenlosen Formel: **wenn ich Kayser wäre!** so mannigfaltig zu bedienen, daß keine Zeitung gelesen, kein Vorfall berichtet, keine Ahndung vermuthet wird, wobey sie nicht den Wunsch äusserten, wenn ich der Kayser wäre!

Und wenn du nun das Glück hättest, ein Prinz, ein Kayser zu seyn: was für große Tha-

Thaten, welche Staats-Reformen würden wir von dir lesen? Etwa fleisige Jagden halten, täglich die Comödie besuchen, öftere Musterung unter den Schönen anstellen, die artigsten Kinder in ein Serail einsperren und wie ein Sultan über sie herrschen — Danke dem Glück, daß es deinen Wunsch nicht begünstiget hat. Jede Ausschweifung würde dir als eine Braut vorkommen, die du heimzuführen berechtiget wärest. Deine Gewalt würdest du anwenden, den wahren Charackter zu verbergen, deine Bubenstücke zu bedecken und unter dem Beyfall erkaufter Schmeichler ein Schooskind des Glückes zu scheinen. Willst du irgend um ein Geschenk des Glückes bitten, so achte ein zufriedenes Herz für die einzige Braut, die du heimzuführen wünschetest.

Kleine Diebe hängt man, die grossen läßt man laufen.

Ohnlängst wurde am ersten April eine merkwürdige Execution verrichtet. Nicolina, sechs und vierzig Jahre alt, mußte unter Begleitung der nichtswürdigsten Menschen einen Karn durch die Strasen der Stadt ziehen, welcher mit übel tönenden Schellen behängt war. Sie trabte mit abhängendem Kopfe von einem öffentlichen Platze zu dem andern und das Gelächter war allgemein. Eine am Karn ausgesteckte Fahne entdeckte die Absicht dieses abentheuerlichen Fuhrwerks. Nicolina empfieng die Strafe der Huren und Kupplerinnen, andern zum Exempel. Das Jubelgeschrey einer wilden Jugend, die ihr nachlief, war durchdringend und die bejahrte Nicolina wurde von vielen leichfertigen Metzen verspottet, welche allem Ansehen nach diese Strafe viel eher verdient hätten.

Es hies auch hier: kleine Verbrecher werden gestraft, die grossen läßt man laufen. Konnte eine unglückliche Nicolina nichts zu ihrer Vertheidigung vorbringen? War sie gar zu arm? Hatte sie keinen guten Freund und alten Bekannten unter den Priestern der Gerechtigkeit? War sie zu ehrlich und zu schamhaft, sich auf die nemlichen Vergehungen solcher Personen zu berufen, von denen sie wahrscheinlich glauben konnte, daß an ihnen die Strafe nicht so streng vollzogen würde? Nicolina, du bist bedauernswürdig!

Das Jubelgeschrey einer rohen Jugend ließ sich noch entschuldigen; aber das Gelächter leichtfertiger Metzen, die sich an diesem Schauspiel erlustigten, übersteigt meine Begriffe von dieser Strafe. Es geschieht ihr recht — Nicht wahr, Jungfer Lieschen? Sie freuen sich, Sie lachen aus vollem Halse mit. Warum lachen Sie denn? Etwa, weil Sie der Gerechtigkeit bis daher ausgewichen sind? weil Sie vornehme Anbeter haben? weil Sie sich besser zu verstellen wissen? weil Sie sich mit Geld abfinden können? Lachen Sie nicht. Es giebt Spötter, die alle Gründe verlachen, welche Sie zu Ihrer Vertheidigung anführen. Erzehlen Sie mir doch, wenn ich bitten

 darf,

darf, was Nicolina eigentlich begangen hat? Sie verweisen mich auf die Fahne, welche am Karn steckt. Ich lese: **Strafe der Huren und Kupplerinnen.** Das sind zwo Gattungen von Lastern, die zwar beysammen seyn können, aber nicht allemal bestraft werden, sie mögen einfach, oder beysammen seyn. Glauben Sie denn, daß Nicolina die einzige Person in der Stadt ist, welche sich dieser Laster verdächtig gemacht hat? Wir wollen in Gedanken die Gassen durchgehen und gleich an dem Hause dort auf der Ecke den Anfang machen — Warum so zornig? Hören Sie nicht mehr die Schellen am Karn klingen, worüber Sie lachen können? Ich will mein Wort zurück nehmen, wenn ich zuviel geredet habe.

Neuer Lerm — Und was bedeutet denn dieser Auflauf? Ein Dieb wird zum Galgen geführt und mehr als tausend grössere Diebe beehren seinen Conduckt mit ihrer ansehnlichen Gegenwart. Er ist kenntlich genug, den man hängen will; gebunden, vest gebunden ist er und die grosse Menge der Zuschauer richtet sich nach seinem langsamen Schritte. Mir wenigstens sieht der Kerl gar nicht so witzig aus, daß er in Dieberenen ein Meister geworden wäre. Hat man ihm denn nicht die gewöhnliche Defension

fension verstattet? „ Ja, dort jener jun„ ge Advocat hat sein Probestück an ihm ge„ macht." Schlecht genug, daß dies wichtige Geschäfte, daß die Erhaltung des Lebens einem unbärtigen Justitz-Schüler anvertrauet wurde. Und warum mußte er eben den ersten Versuch an demjenigen machen, der ihm nichts bezahlen konnte? Würden ihm wohl Ihro Excellenz ihre eigene Defension übertragen haben? Gewiß nicht. Der Herr Amtshauptmann wissen genug, daß zur schlimmsten Sache immer die größten Advocaten gesucht werden. Was kan aber der Herr Defensor dafür, daß jener Candidat des Galgens sich hat ertappen und zum freywilligen Geständniß bringen lassen, er habe die bestimmte Anzahl der Soliden gestohlen, welche hinlänglich sind, die Strafe des Galgens zur Vollziehung zu bringen. Pflegt man nicht überdies zu sagen: den Dieb hängt man nicht eher, bis man ihn hat. Wie wäre es möglich gewesen, itzt an diesem kleinen Bösewicht die Hinrichtung zuvollziehen, wenn er sich nicht hätte greifen und der strafenden Gerechtigkeit überliefern lassen?

Ein Haupt-Dieb verbindet mit seinen grossen Raubereyen auch die Grösse seiner

Vorsichtigkeit und indem er, geschützt von seinem Ansehen, ein ganzes Land so schlau zu bestehlen weiß, so versteht er zugleich den Kunstgriff, das durch ihn beraubte Land zu nöthigen, vor ihm den Hut mit Ehrfurcht abzunehmen, und seinen weit aussehenden Anschlägen das Compliment zu machen.

Zuweilen kommt das eigene Gewissen zu Hülfe und vollzieht das selbst, was die scheue Gerechtigkeit nicht in Ausübung bringen wollte, und die Thürpfoste des Gefängnisses ist schon mehrmals der wohlfeilere Galgen geworden, woran sich der vollwichtige Dieb mit eigener Hand aufknüpfte.

Eben dies Sprüchwort ist das goldene Diplom der Freyheit für jeden **Banquerouteur en gros.** Ein kleines Fallement, besonders in geringen Landstädten, macht jedesmal mehr Aufsehen und zieht eine schärfere Inquisition nach sich, als ein mühsam ausgedachter Versuch, Tonnengoldes in den Concurs zu bringen, und doch alles Andringens der Gläubiger ohngeachtet, vor dem Galgen gesichert zu seyn. Eine ausstudirte Billance; eine Frau, auf die man sich wegen der privilegirten Ansprüche auf ihr Eingebrachtes verlassen kan; eine Kette von Unglücksfällen; endlich drey ge-

gesunde Finger der rechten Hand — — lauter bewährte Mittel seinen Hals dem Strick zu entziehen, der ausser diesen glücklichen Wendungen, gewiß genug seine Probe gemacht hätte. Scheuen Sie sich weiter nicht, Herr Banquier! Sehen Sie diesen Ihren dummen Mitbruder ohne Erschütterung Ihres Eingeweides itzt aufknüpfen und studieren Sie nun um so viel unerschrockener Ihren zweyten Banquerout aus.

Hätte der Unglückliche, der itzt unter Ihrem Fenster vorbey nach dem Galgenberge geführt wird, etwas von Ihrer Dreustigkeit und von Ihrem Credit gehabt; wären ihm eben so leichtglaubig die beträchtlichsten Summen anvertraut worden, ohne sich jemals schuldig zu erachten, den Darleiher befriedigen zu müssen; hätte seine Frau eben so ansehnliche Illaten vorgeben können — Gewiß er würde den steilen Weg seines zeitherigen Fortkommens nicht gewählt, noch weniger mit Lebensgefahr die kleinen Räubereyen unternommen haben. Dank sey es Ihrem dicken Bauche, Ihrer schamlosen Miene, Ihrer guten Frau, Ihrer ausgesuchten Politick, die Sie belehrt hatte, ein ausgelernter Dieb zu seyn und doch vom Galgen befreyt zu bleiben. Ihr Muster, vergesellschaftet mit ihrem Unterrichte, kan künftig

tig noch manchem zur Rettung des Lebens beförderlich werden.

Doch das alte Sprüchwort muß in seiner Gültigkeit bleiben, wenn ich gleich nicht genau bestimmen kan, ob dies Sprüchwort ursprünglich deutsch sey, oder ob es sich durch eine unrichtige Uebersetzung von jenem lateinischen: Dat veniam coruis, vexat censura columbas herschreibe. Wieviel ist den wohl ein Rabe grösser, als eine Taube? Wenigstens werden die Raben nicht so sehr in Schutz genommen und vertheidigt, als die lateinische Sentenz vorgiebt.

Folgende Begebenheit ist zu verfänglich, als daß sich künftig ein ehrlicher Mann zum Beschützer grosser Diebe sollte mißbrauchen lassen: „Ein Fremder bat einen berüchtigten Advo„caten, mit ihm ein Wort allein zu sprechen. „Er entdeckte ohne Umschweife, er sey ein „Strassenräuber und sein Vater wäre zu „Strasburg auf dem Rade gestorben.“ Lächelnd sprach der Rabulist: Ich merke schon, was Sie mir sagen wollen; was Sie mir entdecken, das erzehlen Sie der Wand; ich bedauere nur den Herrn Vater, der in Strasburg einen so schlechten Vertheidiger angetroffen

fen hat; vermuthlich sind Sie in seine Fusta-pfen getreten und brauchen itzt eine kleine Schutz-schrift? „Das ist es eben, hochgeneigter „Gönner! warum ich Ihren Beystand suche; „die Gelegenheit hat mich gezwungen, einen „Juden und nach und nach dreyzehn Christen „zu erschlagen.“ Beym Cäpolla! wenn Sie sonst nichts gethan haben, so soll es Ihnen keine Haar krümmen. „Ich kan „nicht läugnen, ich habe auch meine Mut-„ter vergiftet.“ Dergleichen Exempel fin-den sich mehrere; da haben wir Orestes, Alk-mäon — Aber fahren Sie in Ihrer Er-zehlungen nur fort, Sie haben nichts zu fürchten. „Ich habe eine Schäferhütte und „vier Dörfer angezündet.“ Kleinigkeiten! Cäsar und Alexander haben mehr gethan; aber haben Sie nichts mehr auf dem Herzen oder noch in Willens? „O ja! Weitläuftig-„keiten bey Seite; ich habe mir noch vor-„gesetzt, dich Bösewicht! zu erwürgen, da „ist der Strick, oder den Augenblick hundert „Ducaten. Nicht viel Umstände und Fus-„fälle. — Geld her und dann Gnade.“ Aechzend gab der dienstfertige Advocat den Beutel hin, empfieng dagegen statt eines Scheins eine tiefe Verbeugung, einen lauten Dank für das grosmüthige Geschenk, eine Bitte um Verzeihung seiner Unhöflichkeit, womit der grosse Dieb sich gehorsamst em-

pfahl und den erstarrten Darleiher ersuchte, sich zuweilen zu erinnern, daß Cäsar und Alexander im kleinen ihm ihre Aufwartung gemacht hätten.

Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Bogen auf dem Kopfe entzwey.

In den vorigen Zeiten, als die Musick noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen war, in welcher sie itzt hervorlächelt und die Schöpferische Gewalt eines Amphions über harte Herzen behauptet; in jenen Zeiten, wo noch keine Circe in den Finger des Virtuosen wirkte und schlechtes Calsonium den Fidelbogen zu zauberischen Tönen noch nicht düchtig machte; damals, als noch kein Ringmacher mit Musickalien handelte und noch nicht den ganzen Praſt seines Sortements um drey Thaler quartaliter gegen fünf Thaler Versatz auslieh — damals war das Ohr noch nicht so lüstern, die Wahrheit wurde ganz trocken gegeigt hinter keine Zierrathen versteckt und die Griffe waren noch zu einförmig, der componirten Stückchen waren noch zu wenig; man spielte auf vier Saiten, ohne Kunst. Aber seitdem Breitkopf die Beschwerde, von theuern

Kupferplatten oder hölzern Formen die Sprache der Geige zu hören, glücklich überwältigt, und der Violin, wie dem Clavier mit seinem Kunstgriff einzeln gedruckter Noten die Erleichterung verschafft hat — Seit diesen wohlfeilen Musickalienverlage wird die Wahrheit nicht mehr so mühsam gegeigt und man wird keinen zerschlagenen Fiedelbogen mehr in den Schulstuben finden.

Schöne vortreffliche Aussicht in die Zukunft! Nun ist der Scheitel des Lehrlings vor den vormaligen Schlägen des Bogens gesicherter. Der Schüler braucht nicht mit Zittern die Lehrstunden zu besuchen; die Musickalien und Notenbücher sind wohlfeiler, sind erleichteter, die Anführung ist treffender und Knaben von zehn Jahren haben zeither als bewundernswürdige Virtuosen die Wahrheit vom Blatte herunter gegeigt, daß alle Zuhörer erstaunten, ihren Beyfall versicherten und dem unbeschädigten Bogen eine lange Dauer wünschten.

Bey der moralischen Geigkunst hat Breitkopf noch keine Noten und Ringmacher noch keinen Musickalienverkauf zu erfinden gewußt, welcher die Fidelbögen entschädigte und in ihrer Dauer sicher stellte. Gleichwol findet doch auch die

die altväterische Composition keinen Beyfall mehr, man soll auch nicht mehr geigen, was auf dem Blatte oder vor Augen steht; man soll phantasiren, wie es der Herr, der Minister, der Cameralist, der sogenannte Patriot, der Leutverderber gerne hört. Wer sollte sich auch noch wagen, die Wahrheit so treuherzig vorzutragen, als sich es ehemals auch wohl ein Fürst gefallen ließ, trockene Erinnerungen anzuhören und zu befolgen. Itzt sind die Vorurtheile zu tief eingewurzelt und die Maxime des Statisten kan nichts weniger als die Sprache der Wahrheit vertragen. Die Schläge des Fidelbogens sind zu hart auffallend, die Schmähung zu kränkend und die Verfolgung zu unausstehlich, als daß man sich den Verlust der Freyheit und seines Amtes, blos der Wahrheit zu gefallen, aussetzen sollte.

So gar bis zur Mackulatur muß sich die Wahrheit deßwegen erniedrigen lassen. Ich wohne in einem Städtchen in Westphalen, wo sich kein Buchhändler nähren kan, und ich bin gedrungen, mir jedes Buch aus Lemgo kommen zu lassen. Das letzt empfangene Paquet war in einen Umschlag eingehüllt, welcher die Rubrick führte: *Wahrheit.* Meine Neugierde wurde durch diese Aufschrift so gereitzt, daß

daß ich die Emballage eher las, als die eingeschlagenen neuen Schriften.

„ Die Wahrheit, schreibt der unbekannte
„ Verfasser, hat heutiges Tages nirgends mehr
„ eine bleibende Stätte, am allerwenigsten bey
„ Hofe, wo ihr die Schmeicheley den Weg
„ gänzlich verhauen hat. So lange, wie sie
„ noch in fremder Tracht, unbekannter Weisse,
„ erscheinet; so lange, wie sie noch in spas-
„ haften oder witzigen Ausdrücken aufgezogen
„ kömmt, so lange wird sie noch einigermaas-
„ sen geduldet. So bald sie sich aber in ihrer
„ ordentlichen Gestalt und Kleidung zeiget, so
„ bald verstopft jedermann seine Ohren, und
„ sie muß sofort den Stab weiter setzen. Nie-
„ mand unterstehet sich also mehr, sie an den
„ Höfen einzuführen, Man lässet lieber die
„ Sachen gehen, wie sie wollen.

In vorigen Zeiten gab es noch zweyerley Art Leute, denen es erlaubt war, den Grossen die Wahrheit zu sagen und welche dann und wann noch Gelegenheit hatten, bey den Grossen etwas auszurichten, oder einen schlimmen und gefährlichen Vorsatz zu hintertreiben. Das waren die Geistlichen und die sogenannten Hofnarren; welche letztere aber gewiß öfters viel

klüger

klüger und venünftiger waren, als unsere heutigen grösseften Staasministers. Man vergebe es mir, daß ich diese beyden sonst so sehr verschiedene Gattungen von Leuten hier zusammen setze. Es geschiehet, wie ich aufrichtig betheure, nicht aus Spott; denn die Ehrfurcht gegen den geistlichen Stand wird mir, wie es ohne dies eines jeden rechtschaffenen Christen Schuldigkeit ist, bis an das Ende meiner Tage heilig bleiben; sondern es geschiehet blos aus Liebe zur Wahrheit. Diesen, sage ich, würde es nicht verübelt, wenn sie sich zuweilen unterfiengen, ein Wort zu seiner Zeit zu reden, und den Herrn von einen bössen Vorhaben abzurathen, weil die weltlichen Bedienten, aus Furcht auf die Finger geklopft zu werden, sich dergleichen nicht unterstehen durften. Allein, auch dieses ist vorbey; die Grossen wollen von Niemanden mehr Vorstellungen anhören; dies würde ihre Hoheit erniedrigen. Die Hofnarren sind wenigstens in der Art lange nicht mehr Mode gewessen, und die Geistlichen werden nunmehr nicht als ein besonderer Stand, sondern als andere Bedienten und Unterthanen betrachtet, welche man nach Belieben und blosser Willkühr ein- und abgesetzet, ohne darauf zu sehen, ob man auch hierzu Befugniß habe, und ob den Schafen mit einem solchen Hirten gedient sey, oder nicht? Niemand darf doch daran zweifeln, daß ein solcher Beruf ein unmittelbar

barer und rechtmäßiger Beruf sey. Wie sollten sich also die Geistlichen erkühnen dürfen, die Wahrheit zu predigen!

Will man haben, das weisse Papier sey schwarz, oder diese und jene Verfügung, wenn sie auch noch so unbillig, ungerecht und so beschaffen ist, daß die Unterthanen die Nachwehen bis auf Kindeskind in allen Gliedern fühlen, — sey zum Besten des Landes geschehen — gut; man sagt mit zittern: Ja Herr! wie Sie gnädigst befehlen. — Ich habe einen starken Schnupfen bekommen, wie der Fuchs in der Fabel. So weit ist es leider! mit dem Despotismus zu unsern Zeiten gekommen! Was ist nun Wahrheit, und wo ist die Wahrheit nunmehr noch zu finden? Ich verbitte den Auftrag, sie aufzusuchen.

So weit kan es die Furcht vor den Schlägen des Fidelbogens nicht etwa nur in Rücksicht auf den Fürsten bringen; auch jeglicher Mann von einigem Ansehen verlangt, daß sich die Wahrheit vor ihm verberge, oder — — darf man daher wohl erwarten, daß jemand laut von den Vergehungen des Vornehmen, von seiner Liebe zu Geschenken, von seiner Verwahr-

wahrlosung der Pflichten u. s. w. sprechen werde? da sind lauter Paussen —

Der angesehene Mann wünscht seinen Namen gedruckt zu lesen. Er tritt mit einer Schrift hervor, die weder Einsicht noch ein gutes Herz entdeckt. Wird sich die Wahrheit, die nach seinem Tackte spielen muß, irgend erkühnen, ein redliches Geständniß zu thun? Nichts weniger; die Schmeicheley wird die Sprache der Lobeserhebung führen, und der grosse Mann wird einfältig genug seyn, das von sich zu glauben, was er am liebsten hört.

Auf die Kinder sogar erstreckt sich diese Verbergung der Wahrheit. Der Sohn des Consistorialrathhs will die Universität beziehen und wie kündigt der Direcktor dessen Abschiedsrede an? Aus Furcht vor dem derben Bogen weiß er soviel vorzügliches, so viel vortreffliches von dem jungen Herrchen zu sagen, daß der neben ihm valedicirende Sohn eines armen Bürgers als ein Martyrer für die Wahrheit ganz vergessen seyn würde, wenn sich die Wahrheit nicht in den Hörsaal einschlich und noch bey der Redeübung dem Verachteten Gerechtigkeit wieder-

derfahren und sein vorzügliches Genie öffentlich kund werden ließ. Erboßt über den mißlungenen Anschlag des Direcktors, sucht der Herr Vater nach einem halben Jahre der Wahrheit einen Betrug zu spielen. Ein junger Docktor, hungrig nach dem Beyfall eines solchen Mäcenaten, wird ersucht, unter seinem Vorsitz den Sohn öffentlich disputiren zu lassen. Autor und Respondens wird der Knabe auf dem Titel der Dispüte genannt. Die Dedication ist an den Landesherrn gerichtet. — Wer getraut sich nun zu widersprechen? Den Journalisten auf der Landesuniversität wird der Mund theils mit Liebkosungen und kahlen Versprechungen, theils mit Drohungen gestopft; daher werden die Talente des würdigen Jünglings geprieſſen und die Ermunterung ohne Mitwissen der Wahrheit hinzugefügt, bald dem Vater an Einsichten und Verdienst gleich zu seyn. Die auswärtigen Zeitungsverfasser, unbekümmert um den Werth der Schrift, füllen der Fama beyde Backen mit dem Winde aus väterlicher Gegend und da gar selten ein Journalist und die Wahrheit in Harmonie leben, so schreibt einer dem andern nach. Dem Landesvater wird eine sehr vollständige Collecktion dieser wahrhaften Lobschriften in die Hände gespielt und der gnädige Landesfürst sinnt schon auf die Belohnungen

nungen des unverdient gelobten Söhnchens.

Neben meiner Wohnung wohnt ein Metzger, der in der ganzen Stadt die besten Würste macht. Sollte man es auch glauben, daß seine guten Würste eine Gewalt über die Wahrheit haben? Ich habe nicht nur dies von ihm gelernt, sondern ich bin auch durch ihn auf den rechten Verstand des Sprüchwörter: **Wurst wieder Wurst**; ingleichen: **Nachdem der Mann ist, nachdem brät man ihm eine Wurst**, geführt worden. Er beschenkt jedes weisse Glied des Ehrenvesten Raths quartaliter mit einigen schmackhaften Würsten aus seiner Fabrick. Ich mache mir an solchen fetten Tagen gemeiniglich das Vergnügen, am Fenster die Austheilung mit anzusehen. Wer von den Rathspersonen sein Fleisch um 1. Deut wohlfeiler geschätzt hatte, der bekam 1. Bratwurst weniger; um 2. Deut wohlfeiler, betrug 2. Würste weniger. Durch diese genaue Vertheilung hat er die Herren so witzig gemacht, daß er nun nach eigenem Gefallen den Preis seiner Waare setzen darf, aber die Würste sind auch desto wichtiger.

Wundern sie sich, dies von einem Metzger zu lesen?

A boue maiori discit arare minor.

Ein Narr macht mehrere.

Unsere weissen Vorfahren sagten gar recht: **Ein Narr macht mehrere**; sie hätten aber eigentlich sagen sollen: **Ein Narr macht unzählige**; denn sie wachsen schneller als das Gras. Es scheint dieses Sprüchwort sehr deutlich zu seyn und keiner besondern Erklärung zu bedürfen, allein bey einer genauern Betrachtung desselben finden sich viele Schwierigkeiten dabey, die ich itzt aus einander setzen will. Leuten, die dieses Geschlecht nicht aus einer vieljährigen Erfahrung kennen, die es nicht in verschiedenen Lagen, bald mit Vergrösserungs- bald mit Verkleinerungsgläßern betrachtet, ihre besondern Theile, die Triebfedern ihrer Bewegung aufs genaueste untersucht haben, und bey ihrer Geburt oft selbst zugegen gewessen sind, wird es noch immer dunkel bleiben, was eigentlich die Ursache ihrer so schnellen Vermehrung sey? Ob sie alle eine gleiche Fruchtbarkeit besitzen? Warum sich das entgegen gesetzte Geschlecht kluger Leute nicht eben so stark vermehre, u. s. w.

So wie einige ein besonderes Vergnügen darinn finden, Schmetterlinge, seltene Schnecken, und versteinerte Sachen zu sammlen, so ist die sorgfältige Untersuchung dieser Geschöpfe seit einigen Jahren die einzige Beschäftigung meiner müßigen Stunden gewessen. Ich habe keine Gelegenheit versäumet, wo ich sie habe zusehen bekommen können. Ich habe deßfalls vornehme und geringere Kaffee- und Quadrillegesellschaften, Weinhäuser, Marktplätze, Paraden, Gerichtssäle, Buchläden, kurz alle Oerter, wo ich einige Nachricht von ihnen einzuziehen hoffen konnte, besucht, und habe die mehreste Zeit mit besonderm Vergnügen die junge Brut, bey deren Entstehung ich an dem einen Orte gegenwärtig gewessen war, an dem zweyten und dritten ins Unendliche vervielfältigt angetroffen. Aus allen diesen Bemühungen habe ich mir so viele Kenntnisse gesammlet, daß ich, ohne mich zu rühmen, im Stande zu seyn glaube, die eben aufgeworfene Fragen zuverlässig zu beantworten.

Bey keinem Thiere zeigt sich der Trieb zur Nachahmung so stark, als bey dem Menschen und seinem Halbbruder, dem Affen, doch bey dem erstern noch mehr, als bey dem letztern. Beynahe alle Handlungen der Kinder sind Nachahmungen, und die mehresten Handlungen erwachsener Leute sind nichts mehr. Der wird

schon für einen ganz besondern Kopf, oder welches bey vielen einerley ist, für einen Thoren gehalten, der sich untersteht, etwas zu unternehmen, das vor ihm noch niemand gethan hat. Ich erinnere mich noch immer aus meiner ersten Erziehung, daß mir mein Lehrmeister, so bald ich seiner Meinung nach, unregelmäßig aß, einen schlechten Reverenz machte, etwas unverständiges redete, mich nicht gehörig kleidete, mich jederzeit den Vorwurf hören ließ: welcher Mensch ißt, beugt sich, redet, kleidet sich so? Wenn itzt Alcest mit vornehmern Leuten, wie mit seines gleichen umgeht, ungescheut die Wahrheit sagt, und alles bey seinem rechten Namen nennt, so sagt die Welt eben dieses von ihm. Dies ist ein untrüglicher Beweis, daß die Nachahmung die Hauptregel aller menschlichen Handlungen sey, und da die erste Erziehung fast nichts, als eine Anweissung zur Nachahmung ist, so wird der, dem Menschen ohnehin natürliche Trieb, dazu ungemein vermehret. Dieses befördert die schnelle Fortpflanzung des Inseckts von den ich handele, ungemein. Denn es hat blos der von der Thorheit befürchteten **Nachahmung** und **Eitelkeit** sein Daseyn zu danken. Keine von beyden kan allein einen Narren zeugen, und er wird eben so wenig von sich selbst entstehen, als ein Mensch ohne Eltern seyn kan. Ich habe junge Leute auf dem Lande blos in

dem Umgange einiger vernünftigen Männer erziehen lassen, kein einiger von ihnen ward ein Narr. Allein kaum kamen sie in diesse grosse Welt, und kaum erhielten Eitelkeit und Nachahmung Gelegenheit, sich zu begatten, so wurden sie alle verwandelt.

Oft geht auch ein Narr einer Art zu Narren einer andern Art über, wie die Rauppen in das Reich der Schmetterlinge. Aus einem Pedanten kan ein Stutzer, aus einer Coquette eine Scheinheilige, und aus einem Plauderer ein Geheimnißvoller werden. Allein auch diese Veränderung kan nie ohne eine neue Zeugung geschehen. Ich habe einen Narren drey Wochen in einem Zimmer eingesperret und ihn sorgfältig verwahret, daß niemand zu ihm kommen konnte. Er blieb immer eben derselbe. Um recht gewiß zu werden, ob diese Verwandlung durch Nachahmung und Eitelkeit zugleich, oder durch eine von beyden, oder durch eine andere Ursache verursachet würde, verschloß ich zween Narren gleiches Standes in ein Zimmer. Die Thorheit des einen zeigte sich in vielem Trinken und des andern im Bücherschreiben. Ich gab ihnen alles, was sie forderten und beobachtete täglich, durch eine in die Thür gemachte Oeffnung, was sie anfiengen. Der erste forderte Wein und Glässer, der andere Papier, Bücher, Dinte und Feder. So oft ich

ich durch die Thür sah, fand ich jeden bey seiner Beschäftigung, den einen beym Trinken und den andern beym Schreiben. Nach vierzehn Tagen verlohr ich alle Hoffnung zur Verwandelung, ließ sie daher lauffen und fieng zween andere, die ich statt ihrer hineinsetzte. Der eine war ein vornehmer Narr, und seine Paroxismen zeigten sich im heftigen Fluchen; der andere ein gemeiner, der ein Betsüchtiger war; mithin gehörten sie zu sehr verschiedenen Unterabtheilungen. Der erste nahm die eine und der zweyte die andere Ecke des Zimmers in Besitz, und jeder hielt sich so sehr von dem andern entfernt, als es nur möglich war. Am zweyten Tage bekam ich Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge, weil der letztere dem erstern schon etwas näher gerückt war, und sie an einem Tische assen, wozu sie vorhin auf keine Weisse zu bewegen gewessen waren. Am dritten hörte ich sie mit einander reden und der letzte seufzte nicht mehr so tief. Am vierten erschreckte mich ein gewaltiges Lerm, das ich in ihrem Zimmer hörte und für ein Zeichen eines unter ihnen entstandenen Streits hielt. Allein, wie ich vor die Thür kam, bemerkte ich meinen Irrthum mit einer angenehmen Bewunderung. Die völlige Verwandelung war geschehen. Sie giengen Freundschaftlich im Zimmer umher, und mein Betsüchtiger fluchte wie ein Bootsknecht. Hieraus konnte ich ohne

Schwierigkeit die sichere Folge ziehen, daß Nachahmung und Eitelkeit sowol zur Verwandelung als ersten Zeugung meiner Inseckten unumgänglich nöthig sind.

Wir sehen diese Kinder der Nachahmung und Eitelkeit täglich um uns, allein es fällt wenigen ein, nach ihrem Ursprunge zu fragen, so wie man mit vielen Leuten umgehet, ohne sich eben nach ihren wirklichen Vätern zu erkundigen. Die mehresten meiner Leser müssen ohne Zweifel zu Zeiten die schnelle Entstehung dieser jungen Brut gesehen, und über deren poßirlichen Aufwand gelacht haben. Sie müssen bemerket haben, wie bald ein übelkleidender Anzug, eine heßliche Frisur allgemein werden. Woher kommt dieses, wenn nicht Nachahmung und Eitelkeit daran schuld sind? Ohne eine neue Mode zu kennen, kan man bey uns immer dreist sagen, daß sie entweder von Engländern oder Franzossen erfunden worden. Hundert ahmen es nach, weil sie es artig finden nachzuahmen, und eitel genug sind, daß sie einen Vorzug dadurch zu erlangen hoffen. Taussend andere fürchten, sich in ihrem Range und Achtung zu verringern, wenn sie nicht auf eben die Art frisirt oder gekleidet wären. Sie ahmen diesen, und ihnen tausend andere nach, bis sich endlich eine Thorheit auf mehr als die Helfte der Bewohner eines Landes verbreitet. Fatill sieht einen

einen Menschen mit einem rothen Rock, rothen Beinkleidern, rothen Schuhen und einer rothen Degenscheide. Dieser wird einer vorzüglichen Ehre gewürdiget, und Fatill glaubt zuversichtlich, daß es seines besondern Aufzugs wegen geschehe. Er kleidet sich vom Hut bis auf den Absatz des Schuhes in grün. Man findet es lächerlich; allein die junge Brut kömmt dennoch zur Reiffe, und man sieht sie nach wenigen Tagen gelb, grün, roth und blaugefärbt hervor kriechen.

Wie wäre es auch möglich, daß verschiedene Thorheiten, die jedem unparteyischen abgeschmackt und anstößig vorkommen müssen, so geschwind ausgebreitet werden könnten, wenn nicht die Natur diesen Inseckten eine so grosse Fruchtbarkeit beygelegt hätte? Die Verschwendung und der Aufwand würden gewiß zu keiner solchen Höhe gestiegen seyn, wenn nicht diese Fortpflanzung daran schuld wäre, und nach meiner Theorie ist es so gar wahrscheinlich, daß sie sich noch täglich vermehren werden; denn ein Narr macht ja immer mehrere.

Im vorigen Jahrhundert war der Aufwand in jedem Stande sehr mäsig eingerichtet. Unglücklicher Weisse fiel es einem ein, es seinem andern, der weit mehr war, als er, gleich zu thun, und er hatte das Glück, der frucht-

barste Narr zu werden, den die Geschichte aufzuweissen hat. Die, welche mit ihm von einem Stande waren, folgten ihm zuerst nach. Die, welche eine Stuffe über diese erhoben waren, mußten doch auch etwas voraus behalten, sie thaten es also denen, die ein wenig mehr waren, wiederum gleich. Diese erhoben sich wieder zu einem höhern Range, und so erstreckte sich dieses bis zu den vornehmsten, die, weil sie keine weiter über sich hatten, neue Arten des Aufwandes erdenken mußten, um sich zu unterscheiden. Die Niedrigsten, welche den ersten Anfang dieser Verwirrung gemacht hatten, giengen hierauf noch etwas weiter, und drängeten alle, die vor ihnen standen, eine Stuffe höher hinan. Dieses ward verschiedene male wiederholet; daher kommt es, daß itzt ein Schneider den Aufwand macht, womit sonst ein Baron zufrieden war, und wenn es so fortgehet, so wird er nächstens in diesem Stück ein Prinz werden wollen.

Mir fällt hierbey eine Geschichte ein, die ich vor einigen Jahren selbst angesehen habe. Die Bürger der Stadt, in der ich wohnte, waren seit undenklichen Zeiten auf dem dasigen Keller des Abends zusammen gekommen, um ein Glas Bier zu trinken. Das Bier war gut, es schmeckte bey ihrem Taback nicht übel und sie befanden sich wohl dabey. Da verschiedene

unter ihnen zu meinem Insecktengeschlechte gehörten, gieng ich oft dahin, um auf ihre Fortpflanzung Achtung zu geben. Ich wartete lange Zeit vergebens; denn weil bey geringern Leuten die Fertigkeit nachzuahmen, und die Eitelkeit nicht so lebhaft sind, so trägt sich dieser Vorfall nicht so häuffig bey ihnen zu, als bey vornehmern. Nachdem ich indeß zum öftern vergeblich dahin gegangen war, traf ich endlich das an, was ich wünschte. Ein ansehnlicher stark beleibter Bürger, mit einer grossen Perucke und besserm Kleide, als die übrigen trugen, trat mit einem ehrwürdigen Anstande ins Zimmer. Er grüßte die andern, zog die Rockfalten auseinander und setzte sich bedächtlich bey einem Tisch allein nieder. Hierauf warf er einen verächtlichen Blick auf alle, die Bier tranken, räusperte sich und rief: **Ein viertel Wein!** Mit ehrfurchtsvoller Verwunderung setzte es der Bediente vor ihm nieder, und die andern sahen ihn mit eben dem Erstaunen an, womit vermuthlich der Erfinder des Pulvers bey Abfeuerung der ersten Musquete mag seyn angesehen worden. Ein Bürger — Wein zu trinken — und noch dazu an einem Werketage! Dieses war ihnen ganz was unerhörtes. So viel ich von dem rund herum entstandenen Gemurmel verstehen konnte, waren alle äusserst aufgebracht gegen ihn. Einige sagten ziemlich vernehmlich: wer so viel verdor-

benes

benes Heu geliefert hat, kan wohl Wein trinken; andere warfen die Streitfrage auf: ob aus Heckerling auch Wein gepreßt werden könnte? Und noch andere lispelten sich ins Ohr, daß es vermuthlich kein gutes Ende mit diesem Grosthuer nehmen würde. Er besas zum Glück alle die Unverschämtheit, die das Geld zu verschaffen pfleget, ließ sich also durch nichts irre machen, hob sein Viertelchen hoch in die Höhe, schenkte sein Glas mit grosser Bedachtsamkeit voll, trank mit einer triumphirenden Miene der ganzen Gesellschaft Gesundheit und schlurfte darauf seinen Wein langsam hinunter. Hierbey vergieng meinem Nachbar endlich die Geduld. Man muß dem Geck doch zeigen, sagte er, daß man auch kein Bettler ist; ich kan auch Wein bezahlen; Holla! Christian! gebt mir ein halbes Viertel Wein! Unter einem Viertel geben wir nicht weg, war die Antwort. Nun gut denn, versetzte er mit einer kleinen Erröthung, so gebt mir ein ganzes Viertel, es wird mich auch nicht arm machen. Es ward gebracht, zwey andere ehrliche Handwerksleute wurden dadurch verleitet, ein Viertel in Gesellschaft zu nehmen, und weiter fiel damals nichts vor.

Man wird leicht vermuthen, daß ich mich am folgenden Tage früher, als gewöhnlich einfand, um meine Beobachtungen fortzusetzen.

tzen. Meine gestrigen Weintrinker kamen wieder, und sie durften, um ihren einmal angenommenen Charackter zubehaupten, nichts anders fordern, als Wein. Ihre Gesellschaft ward heute durch fünf andere verstärket, und da einer von ihnen so gar eine halbe Bouteille forderte, so würde es unschicklich gewesen seyn, wenn die übrigen es ihm darinn nicht gleich gethan hätten. Am dritten Tage tranken alle Wein, nur zween alte Bürger ausgenommen, denen es an der Fertigkeit nachzuahmen, an Eitelkeit, vielleicht auch an andern Nothwendigkeiten fehlte. An den nächst folgenden Tagen würde derjenige, der Bier gefordert hätte, der ganzen Gesellschaft äusserst lächerlich geworden seyn, und ich mußte es selbst mit machen, wenn ich meiner Versuche halber ferner dahin kommen wollte. Endlich ward es auch schimpflich, weniger, als eine Bouteille zu trinken, und ich ward hierdurch gehindert, weitere Nachrichten von dem Anwachs der jungen Brut einzuziehen, da nicht selten Gläser und Flaschen im Zimmer herum flogen, und ich mit so gefährlichen Inseckten nichts weiter zu thun haben wollte. Das Beyspiel des Naturkundigers, welcher bey der elecktirischen Maschiene sein Leben verlohren, machte mich besorgt, daß ich auch leicht ein Mar-

tyrer

tyrer meiner Neubegierde werden könnte. Ich blieb daher weg; allein sichern Nachrichten zufolge trinken sie daselbst bis itzt noch immer nichts als Wein. Er ist schlecht und kostbar. Das Bier schmeckte besser, war gesunder und berauschte nicht so leicht. Verschiedene sind durch dieses Wein trinken schon banquerot geworden; andere sind dem Falle nahe. Einige sind gar daran gestorben, weil aus Versehen ein wenig gar zu viel Bleyzucker in ein Faß gemischt war; einige die eine geringere Dosin davon verschluckt hatten, haben Gliederkrankheiten bekommen, und zween schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß sie nächstens die Ehre haben werden, am Podagra krank zu liegen. Von allen diesen Beschwerlichkeiten wußte man an diesem Orte vorhin nichts; ein jeder sieht ein, daß der häufige Gebrauch des schlechten Weins hieran schuld sey. Allein, wer kan sich helfen? Ein Narr hat den Anfang gemacht, und alle andere Narren sind dadurch in die fatale Nothwendigkeit gesetzt, ihm, wie das Eisen dem Magnete, nachzufolgen.

Der Kaffee soll, wie ich mir habe sagen lassen, bey einer ähnlichen Gelegenheit in meiner Vaterstadt zum Modegetränke geworden seyn. Die Frau eines Camerarii

hat-

hatte einen kleinen Vorrath Bohnen von einer Anverwandtin aus Hamburg geschenkt bekommen, und die Frau Bürgermeisterin nebst einigen Rathsherren-Frauen an ihrem Geburtstage damit bewirthet. Damit niemand merken möchte, daß sie dieses Getränke nicht kennten, hatten sie es nicht wagen mögen, nach dessen Namen zu fragen, und inzwischen einige Tassen, ohne Weigerung, obgleich mit äusserstem Wiederwillen verschlucket. Weil es jedoch unschicklich und dem Range ihrer Männer sehr nachtheilig gewesen seyn würde, wenn sie es sich von ihrer Wirthin hätten zuvor thun lassen, so ließ die Frau Bürgermeisterin durch einen Bekannten in Hamburg bey allen Kaufleuten nach einem Getränke fragen, das schwarz aussähe, häßlich schmecke, übel bekäme, aber zum Staat getrunken würde. Kein Mensch hatte dieses verstehen können, bis endlich ein Mäckler darauf gefallen war, daß es vielleicht Kaffee seyn möchte. Ihr Commissionair kaufte daher zwey Loth zur Probe, und schickte sie ihr. Erfreuet, daß sie nun im Stande wäre, es ihrer Nebenbuhlerin gleich zu thun, ließ sie die Helfte davon brennen, und lud beynahe zwanzig Personen auf eine Tasse Kaffee ein. Alle Anwesende giengen am Abend äusserst neidisch nach Hause, und ruheten nicht, bis sie

eben dieses Getränke angeschafft hatten. Anfangs gieng des Herrn Camerarii Kaffeetopf in der Runde herum, und ward von jeden, so wie es die Nothdurft erforderte, geliehen, nachmals schaffte sich jeder einen eigenen an. Man fieng an, die Dosin zu verstärken, und nicht allein in Gesellschaften, sondern auch zu Hause allein Kaffee zu trinken; man wiederholte dieses des Tags verschiedene male; kurz, man brachte es in der Kunst, sich durch den Kaffee arm und ungesund zu machen, so weit, wie man es nur darinn bringen konnte.

Wie gelehrig müssen doch meine Mitbürger seyn! Möchte es nur jemand versuchen, ihnen ein Glas Hirschhorn-Spiritus, statt des Liquers, als eine besondere Seltenheit vorzusetzen: ich will verlohren haben, wenn sie sich nicht über vier Wochen eine Schande daraus machen, etwas anders, als Hirschhorn-Spiritus zu trinken. Möchte doch nur jemand die närrischte Kleidung, die er erdenken könnte, anziehen und vorgeben, daß sie ihm aus einer großen Stadt geschickt sey; gewiß er würde viele Nachfolger finden. Vielleicht aber würde er auch nach Beschaffenheit der Umstände ins Tollhaus geschickt. Denn ich muß hierbey noch erinnern, daß alle Narren nicht fruchtbar sind, vermuthlich,

lich, weil ihre Narrheiten keine Vim prägnativam gegen die Nachahmungskraft und Eitelkeit anderer ausüben können oder ihre Partes substantiales gar zu heterogen gegen andere sind. Ich weiß nicht, ob man mich verstehen wird, denn ich weiß selbst nicht, was ich sage; allein, es ist doch immer besser, etwas unverständliches, als gar nichts zu sagen. Genug, was ich gesagt habe, ist wahr. Denn wären alle Narren fruchtbar, so würden gar keine ins Tollhaus kommen, weil ihre Kinder sie schon schützen würden.

Ich kan es den Narren gleich ansehen, ob sie sich vermehren werden, oder nicht, ob ich gleich die Merkmaale, woraus ich dieses schliese, nicht so eigentlich bestimmen kan. Ein Narr, wenn er fruchtbar seyn soll, muß einen gewissen Anstand besitzen, der ihm das äusserliche Ansehen der Vernunft giebt; er muß viel Aufsehens machen; von einigem Stande seyn; Geld haben u. s. w. sonst stirbt sein Geschlecht gemeiniglich mit ihm aus, und er wird kaum beobachtet. Doch keine Regel ist ohne Ausnahme, und ich habe auch arme Narren gekannt, die eine zahlreiche Brut hervorbrachten. Wir haben z. B. fromme Narren gehabt, die Schuster oder Schneider waren, und dennoch

noch halbe Länder mit Narren bevölkerten. Die Narrheit des Aufwandes steigt gemeiniglich von den Geringern zu den Vornehmen empor. — Und o! möchten doch diese sich endlich schämen, von Leuten, die sie übrigens verachten, Gesetze anzunehmen.

Das Geschlecht kluger Leute vermehrt sich nicht so schnell als die Inseckten, von denen ich bisher geredet habe. Ihre Familie ist sehr klein, und man befürchtet, daß sie mit der Zeit aussterben werde. Was ist die Ursache hiervon? Wenn ich Lust zu spotten hätte, so würde ich sagen, es sey eben die, welche arme Narren unfruchtbar macht, weil kluge Leute nur selten die Eitelkeit und Nachahmungsbegierde anderer reizen könnten. Allein das Unrichtige dieser Erklärung würde bey einer genauern Untersuchung gar zu bald sichtbar werden. Eitelkeit und Nachahmung können eben so wenig kluge Leute zeugen, als eine Bauersfrau einen Grafen zur Welt bringen kan. Ihre Fortpflanzung geschiehet blos durch Vernunft und Nachdenken. Beyde sind sehr selten, und es fällt daher in die Augen, daß ihr Geschlecht auch nicht zahlreich seyn könne. Es wird überdem weit mehr Zeit dazu erfordert, ehe ihre Kinder zur Reife kommen, und die mehresten kommen vorher um. Die Narren,

mit denen sie in immerwährendem Kriege leben, erdrücken einen grossen Theil davon, und verführen viele, daß sie durch die gewöhnliche Verwandlung zu ihrem Geschlechle übergehen. Ursachen genug zu ihrer Seltenheit — Doch die traurigste ist noch zurück.

Ein Nar macht nicht allein **mehrere**, sondern **kluge Leute müssen auch oft wider ihren Willen Narren zeugen**, wenn sie die Nachahmungsbegierde und die Eitelkeit schwacher Köpfe zu lebhaft rühren. Welch einem Heere von diesen haben nicht unsere größten Männer das Daseyn gegeben? Wie viele Grillenfänger hat **Wolf**, wie viele läppische Tändler haben **Gleim** und **Gellert** und wie viele Unsinnige hat **Klopstock** hervorgebracht? Der Himmel behüte mich, daß ich diesen berühmten Leuten nicht die Schuld hievon beymesse. Die beste Speise giebt ungesunde Säfte, wenn sie in einen verdorbenen Magen kommt; und welche Gedanken werden nicht verunstaltet, wenn sie in die Köpfe gewisser Leute kommen? Wenn sie denn gar voll Eitelkeit anfangen nachzuahmen, so kommt nach einer schweren Geburt ein Narr zur Welt. Es scheint daher, daß das Geschlecht der Narren vorzüglich zu einer zahlreichen Vermehrung be-

stimmt sey und man sich vergeblich bemühen werde, es aus zu rotten. Es würde dieses auch vielleicht mehr schädlich, als vortheilhaft seyn, denn die Narren haben auch ihren Nutzen.

Fragmente. (*)

* * *

Noch stralt im Glanz der Ewigkeit
Svetons und Livius Geschichte —
Den jüngern Held durchwühlt der Neid
Und Feuer spricht aus dem Gesichte:
„ Pompejus will bewundert seyn?
„ Cleopatra nimmt Helden ein?
„ Ein Varus stürzt sich in den Degen?
„ Nur Muscheln sind Caliguls Sieg? —
„ Ich, ich will in dem nächsten Krieg
„ Mit dieser Faust den Feind erlegen.“

Und

(*) Ich zweiffele selbst, ob mein Vater diese Poetische Brocken in Westphalen gesammlet habe. Wenigstens ist er nicht Verfasser von dem Gedicht. Denn die Herren Pansa von Mancha pflegten nur in Prossa zu reden, weil Sancho mit seinem Essel nur in Prossa sprach.

* * *

Und hätte nicht Columbens Witz
Den Weg nach Westen ausgesonnen,
Es hätt' um Peru goldnen Sitz
Kein heisser Blutdurst sich entsponnen;
Er wagts, er folgt dem innern Zug
Und findet mit verwegnem Flug
Noch nie entdeckte reiche Küsten:
Nach ihm durchkreuzt Vesputz das Land;
Dies Beyspiel reizt den den Ferdinand,
Beherzte Flotten auszurüsten.

Die Neugier flog zur neuen Welt,
Sie wühlt in Indiens Gefilden;
Ihr Schiff sank vom geraubten Geld
Und ihre Faust zerhieb die Wilden.
Die Hoffnung zu dem Paradies,
Die Spanjens Sohn dem Volk verhies,
Zerfloß im schneidend scharfen Sebel.
So ward die See der Aschenkrug;
Die Einfalt traute dem Betrug
Und rauchend Blut schuf dicken Nebel

Verhülle dich, Jehovens Reich!
Dort sind die Christen tolle Schaaren;
Das Licht der Sonne schimmre bleich,
Den Schandfleck nicht zu offenbaren.
Kein Wüthrich tobte je so sehr —

Es stämmte sich das weite Meer
Vom frech entleibten Mexikaner.
Europens Christen schenkt das Glück
Durch Kühnheit, Hochmuth, Mord und Tück'
Die Herrschaft über Indianer.

* * *

Mich lehre Gottes Heiligthum,
Wer erst die Ketzerey erdachte?
Ob nicht des Stifters eigner Ruhm
Sich durch Betrug unsterblich machte?
Ein Thor betrat zuerst die Bahn,
Die neue Seckte anzufahn
Und stolz die Wahrheit zu zertrümmern;
Ihm folgt des Anhangs dumme Schaar,
Ihr Fleis erbaut sich dem Altar,
Wo Wahn und Opfer zaubrisch schimmern.

So lockt der Schlag der Nachtigall
Das Lustvolk zu erzwungnen Tönen,
Es trillert nach — der Wiederhall
Wird Zwang und Kunst und Lied verhönen;
So fühlt der Seckten reiche Zahl
Im Busen die geheime Quaal
Sich durch Erfindung zu vergöttern;
Des Vortrags ausgeschmückter Dunst
Erbeutet sich des Volkes Gunst
Und blindlings traut es den Errettern.

*
*   *

Entzückende Bezauberung!
Mich blendet **Paracelsens** Tiegel;
Er, dem der Kunstgriff erst gelung,
Erbrach das längst geheime Siegel:
Ihm war die Kühnheit zwiefach hold,
Er schmelzte und erschuf das Gold;
Sein Affe will den Kunstgriff wissen —
Noch itzt erweckt sein Einfall die,
Die noch zum Lob der Alchymie
In Kolben ihren Gott verschliesen.

Vom Schwefeldampf, vom Rauch umhüllt,
Steht dort bey abgemeßner Hitze
Des **Theophrasts** verlarvtes Bild,
Und schmelzt sich zum verarmten Sitze.
O Alchymie! dein Priester siegt,
Itzt, itzt — der letzte Wunsch zerfliegt,
Und die Verzweiflung wirft ihn nieder;
Ihn knebelt zwar die Schwefelluft,
Die warnend seiner Einsicht ruft,
Umsonst, er füllt den Tiegel wieder.

*
*   *

Kaum formte **Guttenberges** Schnitt
Der Lettern künstliche Gestalten;
Geheimnißvoll war er bemüht,
Den Schweis des Denkens zu erhalten:

Gleich übt, gemartert von dem Neid,
Faust mit verzierter Nettigkeit
Dies abgestohlne Kunstgeschäfte.
Des klügern Enkels stolzer Fleis
Erbt der Erfindung theuern Preis,
Und prächtig druckt er leere Hefte.

Nacheifernd wäre kein Pedant
In den gelehrten Saal gedrungen,
Wär' er mit Druckern nicht bekannt,
An den er seinen Kram verdungen:
„ O wünscht er, möcht' ein Elzevier
„ Nur meine feile Ruhmbegier
„ Und die erhitzte Schreibsucht kennen;
„ Ich schrieb mich als ein Kritickus
„ Zum dauernden Polygraphus;
„ Mich würde die Bewundrung nennen.

Auch dies wünscht **Wolfens** Afterbrut,
Den Beyfall Wolfens zu erringen;
Die Milzsucht schleimt ihr faules Blut,
Doch, sie will sich dem Staub entschwingen.
Umhüllt vom eingeschwitzten Pfühl,
Verbessert ihr gestümpfter Kiel,
Was Leibnitz, was ein **Wolf** entdeckte;
Dann prangt im neu geputzten Band,
Was unsre Vorwelt schon erfand,
Eh Stax verworrne Schlüsse heckte.

Es

Es kommt ein lehrbegierig Chor,
Es kommt — bald wird der Hörsaal enge;
Bav lügt dem dümmern Schüler vor,
Und Fama staunt bey dem Gedränge.
Nein, Bav bestiehlt die Alten nicht;
Bav, der auch **Wolfen** widerspricht,
Und **Reuschens** Ehre fast verdunkelt.
Nennt wol die Nachwelt Bavens Werth,
Wenn gleich der Schmeichler itzt ihn ehrt
Und Gold am Marmorbande funkelt?

* * *

Ein süs gewürzter Puderduft
Umbrämt der Schüler stolzen Haufen,
Pomade salbt die laue Luft,
Tacktmäsig seh ich Stutzer laufen.
Kein Lehrsatz der Metaphysick
Hält den geschnallten Fus zurück,
Er eilt zum Opfer der Cythere;
Gold fließt vom Kleid; der reiche Huth,
Auf dem ein Strausen Fittig ruht,
Macht dem gesteiften Körper Ehre.

Wie kam der Anputz aus Paris
Zu kriegrisch wilden Allemannen,
Die itzt der Mordlust schweren Spies
Aus feiner Weichlichkeit verbannen?
Der innre Trieb, geliebt zu seyn,

 Schlich

Schlich sich in Moos und Horden ein,
Und stümpfte die geübten Sebel;
Aus Franckreichs falscher Nachbarschaft
Fuhr zu der deutschen Denkungskraft
Des Puders staubigt dicker Nebel:

Ein schlauer West trug ihn daher;
Den Deutschen hat sein Hauch entzündet —
So brummt im Bau noch wild der Bär
Bis ihn der schlaue Jäger bindet.
Geputzt stellt sich ein Deutscher dar,
In Locken floß das starre Haar,
Die braune Hand schlief in Manchetten;
Die andern Deutschen freuten sich,
Sie ahmten nach, die Tobsucht wich;
Noch dauert dieser Stahl der Ketten.

O Leipzig! rühme deine Macht,
Parisisch gies'st du Kleid und Westen;
Nun wird der Renommist verlacht,
Den oft besohlte Stiefeln preßten.
Ihm gab des Schneiders kluger Schnitt
Ein flüchtig tändelndes Geblüt,
Die alte Mordlust zu verschwören.
Der Schutzgeist der Galanterie
Entzieht sich deinen Mauern nie,
Bis ihn Jenenser opfernd ehren.

Frisch, Seraph! Jena lodert schon,
Der Weihrauch steigt in blauen Kreisen,
Dein Zepter küßt Salinens Sohn,
Sein Ohr verschließt sich trocknen Weisen,
Der schwere Hieber rostet ein,
Kein Degen wetzt den frommen Stein:
Gleicht er nicht Stutzern jener Pleiße?
Ihn ruft der Pauke hohler Schall
Zum muntern Schmaus, zum öftern Ball,
Daß er den Reiz von Paphos preise.

Schon zwingt sich der verkürzte Huth
Am linken Arm in enge Gränzen,
Auf dem der Erde goldnes Gut
Und theure Federn wankend glänzen.
Nun wird im silbernen Athen,
Das reichste Kleid den Thor erhöhn,
Dann wachsen die geschminkten Staaten,
Dann ruht das Buch, dann schläft der Fleis,
Dann dorrt des Wissens Lorbeer reiß:
Die Mode krönt beliebtre Thaten.

* *
*

Wer pocht? — Sind Sie es, Herr Poet!
Betreten Sie mein schlechtes Zimmer.
Der Dichter, der zween Schritte geht,
Erzittert vor des Stutzers Schimmer;
Er lallte mit Angst sein Compliment:
„ Mein

„ Mein Herr! Sie haben mir vergönnt,
„ Ihr liebstes Glück, Ihr Kind zu singen,
„ Hier ist der Vers; was **Günther** sang
„ Als Lorchens Blick sein Herz bezwang,
„ Das wird auch Ihre Spröde zwingen:

„ Und höhnt sie dies gereimte Blat,
„ So soll die Stolze doch erliegen;
„ Ich weiß den oft versuchten Rath,
„ **Klopstockisch** muß man sie besiegen,
„ Da schmelzt das diamantne Herz
„ Zur Harmonie, zum süssen Scherz,
„ Ein Seraph fromt den milden Busen;
„ Dann sing ich nicht vom Staube mehr
„ Der Gnomen Macht, der Sylphen Heer
„ Verschwistert sich mit meinen Musen.

All Ding währt nur eine Weile.

Bey allen vorfallenden Handlungen sehe ich anfangs einen glühenden Eifer, welcher nach kurzer Zeit nur noch darinn dem Feuer ähnlich bleibt, daß er, wie jenes abbrennt, sich in der Asche einzeln verliehrt und endlich gar verlöscht. Ich will in einigen Exempeln diese Vergleichung bestättigen und das Sprüchwort glaubhaft machen: **All Ding währt nur eine Weile.**

„ Wie theuer so eine Puppe? Um Ver-
„ gebung, mein Herr! Das sind Stutzer,
„ welche meinen Tanzboden besuchen. Tanzt
„ man denn hier zu Lande im Harnisch? Die
„ Herren tragen verbremte Kleider nach der
„ Mode. So nach welcher Mode? Bin ich
„ nicht noch in Deutschland? Meiner Mutter
„ Bruder war ja auch ein Deutscher und hat-
„ te zwey Kleider, aber keinen vergoldeten Kü-
„ raß. Schon die Bilder der Voreltern sind
„ ganz anders abgemahlt, als ich hier die so-

genann-

„ genannten deutschen Stutzer erblicke.“ — — Kurz Monsieur! Sie sehen Deutsche, deren reiner Geschmack von dem Ihrigen ganz unterschieden ist; wollen Sie uns länger die Ehre Ihrer Gegenwart gönnen und ein Zuschauer unserer regelmäsigen Bewegungen im Tanzen seyn, so lassen Sie es sich gefallen, den Hut abzunehmen. Sehen Sie nicht, wie es Herren machen, die zu leben wissen? „ Warum
„ soll ich aber im blossen Kopfe da stehen und
„ mir die Beschwerde machen, eine Decke un-
„ ter dem Arme zu halten, die auf den Kopf
„ gehört? Wird es nicht auch bald Mode bey
„ Ihnen, daß die Frauenzimmer ohne Klei-
„ dung und die Herren Huthalter ohne Hossen
„ tanzen?“ Ich dachte gar! das würde ein artiger Aufzug seyn. „ Mir wenigstens wür-
„ de er nicht lächerlicher erscheinen, als gegen-
„ wärtiger ist. Mein Vater hat doch auch
„ die grosse Welt über die Grenzen Westpha-
„ lens gesehen und thut seinen Hut kaum in
„ der Kirche ab. Er schmählte mir allezeit,
„ wenn er mich ohne Hut auf der Gasse sahe.
„ Ich will lieber diesen Ort meiden, als mich
„ den Vorwürfen eines altdeutschen Vaters
„ aussetzen.“ An wem ist die Ordnung im Solotanz vorhin geblieben? Der einfältige Mensch hat mich ganz verwirrt gemacht. Er muß gar keinen Maitre aus Paris um sich gehabt haben. Ich will mich nicht rühmen, aber,

ich würde in vier Wochen den Menschen ganz umwenden. Daß doch ein Deutscher gar nichts auf seine Kinder wenden will!

„ Was bringt der Wind aus jener Gasse her„ getrieben? Hat er etwa ein Stück Leinwand „ auf der Bleiche losgerissen und in die Stadt „ geführt? Nein — — das Ding lebt, wo „ ich anders recht sehe. Fast glaube ich Ge„ spenster. Ich zittere; ich bin des Todes; „ es eilt auf mich zu; in jenem engen Gäßchen „ will ich mich verbergen — — Ach der „ Wind — — Wen höre ich seufzen? Die „ Stimme war so reitzend und so vernehmlich, „ wie die Sprache eines Frauenzimmers. Ich „ muß doch hören, was die Schöne mit sich „ selbst spricht." Wenn ich nur eine Kutsche genommen hätte. Mein Mann hat mir es fein gerathen und es schien mir, als ob er sich schämte, daß ich, die Frau eines Kaufmanns, den Kindbetterbesuch zu Fuß ablegen wollte. Wäre ich ihm diesmal nur gefolgt, so schwer es mir sonsten fällt. Der Wind ist ja so ungestimm, als ob er einem alle Kleider vom Leibe wegreissen wollte. „ Ich will geschwind die„ sem Frauenzimmer eine Kutsche aus Vor„ sicht bestellen, damit diese Schöne nicht von „ noch dümmern Menschen, als ich zuseyn glau„ be für eine Säule angesehen wird, an wel-

cher

„ cher die Patente auf freyer Strasse nicht vest
„ angenagelt waren. Wenn ich auch gleich der
„ Urgroßvater dieser jungen Frau gewesen wä-
„ re; so hätte ich damals meine eigene Uren-
„ kelin in dem flatterhaften Aufzuge nicht er-
„ kannt."

Sind das die Ueberbleibsel jener Vorzüge der Deutschen, die sich ehedem allen andern Nationen bald furchtbar, bald Verehrungswerth machten? Läßt sich wohl der Characker, wie ihn Tacitus schildert, mit den heutigen Sitten und Gewohnheiten vergleichen? Ein Deutscher konnte sonst dem größten Gebieter unerschrocken unter die Augen sagen, daß seine Landsleute das Schauspiel des Kleiderprachts nicht achteten, daß der Putz nur Frauenzimmer gehöre, das Gefallen wolle. Trotzig bedienten sie sich der Anrede: „ Prinz! unsere
„ eisserne Waffen werden dir und deinem weich-
„ lichen Volke ein Schrecken einjagen; ihr
„ werdet von unserer Faust gedemüthigt, den
„ weibischen Zierrath der Edelgesteine ablegen
„ und nicht länger damit prangen, wie die
„ Wiese unter dem Kleide der Blumen. Das
„ Feuer, welches aus unsern Augen blitzt, ist
„ ungleich lebhafter, als der tode Schimmer
„ jener Steine. Wir bringen den ganzen Tag
„ unverdrossen in Arbeit zu, und die Tropfen

unseres

„ unseres Schweisses übertreffen an Kostbar-
„ keit die Perlen, die euere Glieder steif und
„ unvermögend zur Arbeit machen. Das war
„ grob. So werden meine dermaligen Lands-
„ leute sagen. Vielleicht halten sie es für eine
„ Beschimpfung, daß jemals der Mund eines
„ Deutschen so hochtrabend gesprochen hat.

„ Unterthäniger Diener! Ihro Excellenz
„ werden es mir zu Gnaden halten, daß ich
„ für meinen Freund eine unterthänige Bitte
„ einlege. Widrige Zufälle haben ihn vor zwey
„ Jahren bewogen, als Musterschreiber un-
„ ter Dero löbliches Infanterieregiment zu ge-
„ hen. Sein achzig jähriger Vater erbietet
„ sich, Ew. Excellenz um dessen Loslassung
„ fusfällig zu bitten — — „ Ich habe mehr
„ zu thun, als alte Narren auzuhören." —
— (Diese Antwort klingt sehr gestreng. Ich
muß das Ding anders vorbringen:) Er
will — — „ Aber ich will nicht." — — Er
will einen andern Pursch zween Zoll grösser —
— „ Und wenn es vier Zoll wären." —
— Vier hundert Gulden will er noch da-
zu geben. — — „ Das hätte er gleich sa-
„ gen sollen. Wo sind die vier hundert Gul-
„ den?" Ich habe die Gnade, Ew. Excel-
lenz solche mit unterthäniger Dankbarkeit hier
zu überreichen — — „ Nun wohl, weil

„ der Vater ein alter unvermögender Greis ist
„ und Er für seinen Freund so nachdrücklich
„ bittet: so mag der Musterschreiber in Be-
„ trachtung dessen mit dem Beding los seyn,
„ wenn die Ducaten wichtig sind und sein
„ Mann, den er stellen will, kan alsbald zu
„ mir kommen.“

Die alte ehrliche Frage: Ist deine Frau gesund? wird dermalen mit dem schönern Ausdrucke vertauscht: befinden sich Dero Frau Gemahlin bey erwünschten Hochergehen, so nehme ich den vollkommensten Antheil an diesem Glücke und wünsche eine ununterbrochene Fortsetzung. Auch dies würde zu rauh in der Muttersprache lauten. Französisch klingt es besser. Hoffentlich kommen die merkwürdigen und kaum vergessenen Zeiten wieder, wo man in einem einzigen Compliment die angebohrne Sprache mit andern ausländischen Mundarten so schön zu vermischen wußte, als die verschiedenen Lappen an einem Harlequinsrocke zur Beförderung des Ergötzens zusammen gesetzt sind.

Kennt niemand den Flattergeist, welcher wie ein Schmetterling (Papillon) durch die Gassen mit flüchtiger Wendung rauscht, abwechselnde Eroberungen bey dem schönen Geschlechte macht,

und heute das Frauenzimmer haßt, dem er gestern alle Zärtlichkeit, alle Treue, eine ewige Liebe zuschwur? Er selbst ist bey diesem Verhalten der Zierrath aller Schmetterlinge, die er zur Ausschmückung seines Zimmers gesammlet und mit Glaß überzogen hat. Hier ist der Entwurf seines Charackters. Einer meiner Freunde hat ihn nach dem Leben gezeichnet, und zwischen ihm und einem Zweyfalter die genaueste Uebereinstimmung gefunden. Er dichtet:

Im buntgestäubten Sommerkleide, voll flatterhafter Jugendfreude, sah ich mit seinem Glück vergnügt, ein Würmchen, das verwandelt fliegt; ein Schmetterling von seltner Farbe war in des Ungeziefers Reich, sobald er als ein Räupchen starbe dem schönsten bunten Vogel gleich.

Sein Schwung war stark ihn fort zu bringen; Er hub das Paar der leichten Schwingen und flatterte, voll Wankelsinn, von Bäumen zu den Blumen hin. Ihn reitzte bald der Farben Menge, mit welchen Florens Finger mahlt; bald das schmarachdene Gepränge, das von den Auen widerstralt; bald schien er einem Blat gewogen, wohin er ungewiß geflogen, und bald umarmt er auch ein Gras, bey wel-

 chem

chem er das Blatt vergaß. Das Gras vergaß er bey der Rosse, die sah er mit Entzücken an; bald aber saß er in dem Schoosse der Hochmuthsvollen Tulipan.

Nach oft genossenem süssen Kusse verläßt, auch mitten im Genusse, der Jüngling das, was reitzend war. Ihr Schönen! meidet die Gefahr; wodurch ihr junge Stutzer rühret, ist mehrentheils von kurzer Zeit; denn, wann ihr Farb und Reiz verliehret, verliehrt auch er die Zärtlichkeit.

Solche Flattergeister lassen sich auch bereden, es sey unanständig, daß man sich in das schöne Geschlecht verliebe. Sie folgen aber nur auf kurze Zeit, den scheinbaren Vorstellungen, und verschwören die Liebe. Anfangs schien es ihnen zwar schwer, diese Anforderung zu erfüllen und sich auf ewig von Phillis zu trennen, die einer unterbrochenen Achtung würdig war. Doch endlich brachte er seinen Schwanengesang zu Papier und verschwur die Liebe auf ewig.

Ich habe mir sagen lassen, daß dieser Ewigkeit, bald eine andere Ewigkeit von gleicher Dauer gefolgt sey, und daß keine von beyden, etwas länger als vier und zwanzig Stunden ange-

angehalten habe. Auch die dritte ist vielleicht schon überlebt, und wie vielfach wird die Veränderung des Stutzers seyn, ehe er sich überwindet eine Gattin zu heyrathen.

In der Erbschaft eines Stiefbruders von meinem Grosvater väterlicher Linie, fiel auf mich ein altes Historienbuch. Aus diesem lieben Buche habe ich erfahren, wie man ehedem zu heyrathen pflegte. Der Vater war selbst der Brautwerber für den Sohn, und gab sich die Mühe, seinen Sohn glücklich zu machen. Er überrechnete sein Vermögen und gab seinem mannbaren Kinde so viel baar, als es zur neuen Haushaltung und Nahrung nöthig hatte. Dann gienge er an die Hütte seines Nachbars, klopfte unter dem Fenster an, und sagte ohne Weitläuftigkeit: Nachbar Hanns! Ihr wißt, daß ich einen grossen Buben zu Haus habe, dem das Freyen ankommt. Ihr habt ein hübsches Mädchen. Meinem Sohn gebe ich zwölf hundert Gulden. Was bekommt eure Tochter? Lieber Nachbar, sprach der andere, ich danke euch für euren guten Willen, und es dünkt mich selbst, unsere Kinder sollten sich nicht uneben für einander schicken. Meiner Tochter kan ich aber nicht mehr mitgeben, als acht hundert — — Daraus wird nichts. Wollt ihr nicht ein tausend Gulden geben?

 Nach-

Nachbar, ich kan nicht; ihr wißt, daß ich — Guten Tag. In aller Gelassenheit geht er von dem Fenster seines Nachbars an das nächste, und läßt jenen zusehen, wie angelegen ihm das Glück seines Sohnes sey. Mit diesem Nachbar kan er wieder nicht einstimmig werden, deßwegen klopft er an der Thür eines andern an, und weil sich im ganzen Flecken kein Vater findet, der seiner Tochter so viel mitgeben will, als er seinem Sohne mitgiebt: so bemüht er sich, auf einem nahgelegenen Dorfe mit besserm Erfolge zu werben. Es glückt ihm. Er macht den Handel richtig, ohne vorher zu wissen, ob die Braut seinem Sohne gefalle. Er bringt die errungene oder erkaufte Beute nach Haus. Sie lieben einander gleich stark, da sie gleich schwer sind; sie arbeiten unverdrossen, um so viel zu gewinnen, daß sie einmal ihre Kinder eben so glücklich verheyrathen können, als es ihnen nach Wunsch gelungen ist.

Itzt verkuppelt sich das liebe Söhnchen gemeiniglich ohne Vorwissen des Herrn Papa. Man hat auch Exempel, daß einige Väter für ihre erwachsene Söhne zwar Bräute wählten, endlich aber soviel reitzendes in den Schönheiten entdeckten, daß sie einen billigen Vorzug vor dem Sohne behaupteten und sich selbst mit den vermeinten Schwiegertöchtern vermählten.

Die-

Diejenigen Männer, welche sich in ihrer Hoffnung betrogen finden, und die Anmuth nicht lang an einem Frauenzimmer entdecken, das als Jungfer entzückte und als Frau raßte; Diese geplagte Männer geben närrisch verliebten Jünglingen die Lehre:

„ Lasset erst euern Kessel so lang über dem
„ Feuer hängen, als der unsrige die Wir-
„ kung des Dampfes empfunden hat: so
„ wird er eben so rostig seyn, als der
„ unsrige. "

All Ding währt nur eine Weile.

Was einer werth ist, das wiederfähret ihm.

Treffe ich Sie hier an, meine Herren? Um Vergebung sind Sie nicht diejenigen Männer, welche sich neulich an einem öffentlichen Orte sehr menschenfreundlich über die Fehler ihres gemeinschaftlichen Freundes unterredeten? Ich konnte alle Worte deutlich verstehen, und ich würde Ihnen mit Vergnügen noch länger zugehört haben. Doch, Ihr Gespräch und meine Aufmerksamkeit wurde unterbrochen, als ein Unbekannter geschwind aufstund, mit der Miene etwas wichtiges ankündigte, und mit Erhebung der Stimme, denn es paßte alles zu seinem feisten Körper, zu Ihnen sagte: **Was einer werth ist, das wiederfähret ihm.**

Ich weiß nicht, ob es die wichtige Miene dieses dicken Bürgers, oder was es war, daß mich um die fernere Betrachtung dieses Sprüchworts

worts aufmerksam machte. Genug, ich saß tiefsinnig und versuchte die wahre Bestimmung eines Ausspruches zu entdecken, der mir aber, jemehr ich solchen mit der Erfahrung zu verbinden bemüht war, immer unauflöslicher wurde.

Sein Ursprung kan in den itzigen Zeiten ohne eine merkliche Erläuterung schlechterdings nicht statt finden. Ich muß also, wie andere krittische Autores, meine Zuflucht zu den lieben Alten nehmen. Unter diesem Schirme kan man immer noch am sichersten etwas in die Welt schreiben. Ja, die Alten waren es, die dieses Sprüchwort erfunden, und mit der Erfindung die Ausübung verknüpft haben.

Ehedem bestimmte der Werth des Menschen sein Schicksal und die Laster wurden bey ihrem eigentlichen Namen genennt. Ein Dieb wurde gehangen, er mochte sich unter den Titeln eines Grossen oder hinter den Schreibpult eines Kaufmannes verstecken. Ein Ehebrecher mußte sich der öffentlichen Straffe unterwerfen, wäre er auch ein Prinz gewessen. Glückliche Zeiten! Hier könnte ich eine gute Begeisterung anbringen, und mit einer Enthusiasterey bis auf ein — — — — — Wo-

hin gerathe Ich? Ich will etwas sagen, das schon weit schöner gesagt wurde, ehe ich schreiben lernte.

Der Ueberrest dieses Sprüchworts, das seinen Grund in dem Alterthume hat, ist also bis auf unsere Zeiten den Worten nach beybehalten worden. Kan man mehr fordern? Es ist einmal das Schicksal der Sterblichen, daß der Verfall der guten Sitten mit jedwedem Enkel wächst, und daß diese alsdann wieder eine schlimmere Nachwelt versprechen, wie sich Horaz ausdruckt. Ist es daher möglich, und können Sie meine Herren! so Menschenfreundlich seyn, und die Erfüllung dieses Sprüchworts in dem strengsten Verstande verlangen? O wie würden glückliche Bösewichter zittern, wenn die Belohnung allemal ihren Verdiensten gemäs wäre!

Was würde aus Ihnen werden, Hochzuverehrender Herr Patron! wenn Sie noch unter den Alten lebten? Ein Betrüger des Staats, der niederträchtigste Dieb, ein Tyrann ihrer Kinder, ein Wüthrich gegen alle bedaurenswürdige Unterthanen, die Ihnen die Verschwendung zu einer unglücklichen Stunde überliefert hat. Und was würde endlich nach so vielfa-

chen

chen Schandthaten aus Ihnen worden seyn? Man würde ihre Verdienste belohnt, und Ihrer Boßheit auf einer volkreichen Strasse ein Ende gemacht haben, um allen Reissenden zu Schrecken und Abscheu zu seyn. — — — Sie zittern — — — Nein, nein, die Welt ist jetzt billig. Fahren Sie immer fort mit ihrem gewöhnlichen Stolze in Ihrem Phantom durch die Gassen; blenden Sie die Unwissenden noch einige Zeit; überlassen Sie sich fernerhin Ihrem niederträchtigen Geiste, und quälen sie noch so lange Ihren Nächsten, bis eine Vorsicht, die Sie kennen, das Ende Ihrer Bosheiten befiehlt.

Reitzende Lucilia! freuen Sie sich, es wiederfähret Ihnen nunmehr nicht, was Sie verdient haben. Das wäre zuerniedrigend; Sie würden noch unter die Küchennympfen gesetzet werden, wenn man Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen sollte. Ihr Spiegel und alle, die sie kennen, sagen, daß Sie häßlich sind; aber nein, ein junger Herr hat Ihnen entdeckt, daß Sie schön wären. Sie haben recht; ein junger Herr muß doch wohl das Schöne beurtheilen können? Ja, der Beweis ist unumstößlich. Sie sind schön: Aber Sie haben keinen Verstand, meine Schöne; ein boshaftes Herz, eckelhafte Miene, keine

ne Delicatesse im Anzuge, eine unaufhörliche Schwatzhaftigkeit in der Sprache des niedrigsten Pöbels. Ums Himmels willen! schonen Sie meine Haare, ich sage es ja nicht, die Welt sagts. Und die Prophezeiht Ihnen das traurigste Schicksal, wenn das Sprüchwort noch wahr wäre.

Dem Himmel sey Dank, aus den Klauen, die Schönen werden mir das Wort vergeben, dieser Lucilia wäre ich. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir dieses Sprüchwort so gefährlich seyn würde. Diesen Augenblick fällt mir ein Zweifel ein, der aber vielleicht nur in meinem Gehirne ist. Wie, wenn man dieses Sprüchwort im theologischen Verstande nähme? Man verlacht mich, ich habe es verdient. Da man sich die Religion so bequem gemacht hat, daß sie mit den Lastern in so gutem Vernehmen ist; da man die verehrungswürdigsten Namen Gott, Religion ꝛc. in dem Munde aller Arten von Lasterhaften hört; da sehr oft die Diener des Worts selbst die Kraft desselben verläugnen, und ohne Ausübung der geringsten Pflichten eines Christen nur ihren ehrwürdigen Bauch mästen; wie kan ich glauben, daß man die geringste Idee von einer Ewigkeit mit meinem Sprüchworte verbindet? Wie leicht ist doch aller

ler Zweifel, der die Religion betrifft, zu heben!

Ich kenne viele rechtschaffene Leute und ihr Andenken stößt mir allezeit Klagen wider das Glück aus; Leute, die mehr werth sind als eine Welt von glücklichen Narren, und die dem ohngeachtet in dem traurigsten Elende schmachten? Wiederführ ihnen nur die Helfte von demjenigen, was ihren Werth ausmacht; mit wie viel Rechtschaffenheit würden sie sich eines Glücks würdig machen, dessen sich gepuderte leere Köpfe, grosse Staatsperücken, Ungerechtigkeit, Meyneid, Verläumdung, die Verletzung aller menschlichen Pflichten, und überhaupt das unendliche Heer von Lasterhaften auf eine so ungerechte Art bemächtiget haben?

Aber noch ist die Welt nicht so fürchterlich, als Sie die strengen Sittenlehrer machen. Trifft man nicht noch auf vielen Strassen öffentliche Beweisse der Gerechtigkeit an, da den Menschen dasjenige wiederfuhr, was sie verdienet hatten? Kan etwas mehr überzeugen, als dieses? Aber vielleicht waren sie nicht reich? Vielleicht waren sie keine Anverwandte von noch lasterhafterern Freunden? Immer Einwürfe, die

die ich nicht beantworten mag. Gnug für die Wahrheit meines Sprüchworts. Es leben noch Fürsten, die über mein Lob erhaben sind; die die Tugend aus dem Staube hervor ziehen, sie in ihre alten Gerechtsamen wieder einsetzen, und sie ohne Unterschied da nehmen, wo sie finden. Welche tröstende Scene, da noch Monarchen, in der Sprache der Dichter zu reden, Nachahmer der Gottheit sind. Zittert Lasterhafte, vor diesen Prinzen.

Keine Regel ohne Ausnahme; ich glaube, daß dieses Sprüchwort noch hier und da eintrifft, nur lasse man es im Besitze dererjenigen, bey denen es bisher gewessen ist. Einige Erläuterungen, man hat ja alles erläutert, und dem Sinnlichen anzumessen gesucht, werden die Ehre unsers Sprüchwarts retten: **Was einer werth ist, das wiederfähret ihm.** Richtig: Aber ohne mich tiefer in die genaueste Bestimmung einzulassen, will ich es nach dem erklären, wie die Welt den Werth des Menschen nimmt. Die Sprüchwörter sind, wie die Ergötzlichkeiten, man muß sie niemals bis auf den Grund erschöpfen, oder man muß es, wie der unsterbliche Sancho Pansa mein Urgrosvater, machen, der die meisten mit seinem Esel redete. Das Geld ist der Gott der Welt und in Prossa kan man es nicht würdig gnug

gnug erheben; das gehört in das Reich der Dichtkunst, und soll es nach Würden besungen werden, so dürfen weniger nicht als alle neun Mussen paradiren, und Apoll muß seine Leyer bezaubernd darzu stimmen.

Das Geld macht den ganzen Werth des Menschen aus. Taussend Schriftsteller und die Erfahrung sind meine Zeugen. Tugend, Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit sind Mährchen, wenn sie nicht mit dem Werthe des Menschen, d. i. mit Geld verbunden sind.

Das nächste nach dem Gelde sind die Kleider, aber ohne Geld. Ich frage Sie, meine Herren Stutzer, ob das nicht sehr wohl seyn kan? Wie viele Schöpfer oder Schneider sind von ihnen noch nicht befriediget worden? Und doch blenden sie und sind glücklich, weil sie ihren Werth auf der Weste tragen. Aber, meine Herren, wenn durch ein Edickt, wie in Westphalen, bekannt gemacht würde, daß jedweder junger Herr die Quittung von seiner gestickten Weste bey sich tragen sollte? Das wäre eine grausame Obrigkeit.

Ich komme in ein weitläuftiges Feld, und ich könnte noch viel schönes von einem so reichen

chen Stoffe sagen; aber sie verstehen mich alle, und ich brauche weiter nichts hinzuzusetzen, als daß mir dieses Sprüchwort itzt recht wohl gefällt. Wir wollen die Worte immer so behalten, wie wir sie von unsern Vorfahren bekommen haben; der Verstand davon bleibt allezeit der: Nach der Schwere des Geldes wird der Mensch geschätzt.

Ich verlasse sie itzt, meine Herren, und freue mich, daß ich Sie und die Welt in dem ruhigen Besitze dieses Sprüchworts lassen kan. Die Bestimmung desselben verträgt sich gar gut mit der Gewohnheit unsers Zeitalters.

Die Welt will betrogen seyn.

Herbey, meine Herren! Sie sollen gemustert werden — Warum so langsam? — Frisch! Sie haben keinen Feind zu befürchten, der Ihre Gedärme zerreisset und Köpfe spaltet. Ihr Ueberwinder ist mitleidig; er sieht Ihre Schwäche und verstattet Ihnen die Rechte der Vertheidigung. Bedienen Sie sich derselben. Ich werde entweder Ihren Sieg, oder Ihre Niederlage verkündigen. Wählen Sie. —

* * *

Treten Sie doch ein wenig näher, Herr Docktor! Ihre zitternde Hand ist vielleicht durch das öftere Befühlen eines mißlichen Pulses in die itzigen wankenden Umstände versetzt worden. Wie viele Kranke haben Sie bereits durch Ihre unleserlich geschriebene Recepte abgefertiget? Werden Sie nicht bald Ihr Würg-Jubileum begehen? Diese Ehre gebührt einem Manne, der

fast funfzig Jahre die Lieferungen für den Tod bestmöglichst (verzeihen Sie diesem bequemen Ausdrucke) besorgt hat. Und doch wollen Sie sich noch nicht in Ruhe setzen. Als Accoucheur sind Sie freygebig, und als Arzt grausam. Sie bringen Säuglinge zur Welt, und rauben die Erwachsenen. Man hat mir gesagt, daß in Ihrem Handbuche noch ein weitläuftiges Verzeichniß der Competenten nach der Ewigkeit befindlich wäre. Welche Siege, welche Geldeinnahmen stehen Ihnen also noch bevor! Seyn Sie immer stolz auf Ihren Beyfall. Es giebt wenig Helden, die Ihnen gleich sind. Alexander fühlte doch noch einige Züge der Menschlichkeit: aber bey Ihnen ist keine Erbarmung; Sie schonen kein Blut, und Ihre lange Erfahrung beschämt einen jedweden jüngern Arzt. Ein angehender Docktor ist feig, er wagt, martert, würgt und wird bezahlt. Sie hingegen unterschreiben gemeiniglich bey dem ersten Besuche das Todes-Urtheil und verursachen gar selten Ihren Patienten eine vorhergehende Marter der Tortur. Ihre vielfachen Mordthaten haben Sie längst abgehärtet und Sie sind so geschwind in Ihren Entschliesungen und Curen, daß sich mancher Advocat in seinen Wünschen betrogen findet, wenn Sie dem todtkranken Menschen

die wenigen Augenblicke des Lebens nicht verstatten, die zu Abfassung eines zweydeutigen Testaments nöthig sind.

Was hatte der Unglückliche, dessen Körper Sie neulich anatomirten, für ein Bubenstück begangen? Vom Wein berauscht, hatte er seinen besten Freund aus Uebereilung nachdrücklich an das Ohr geschlagen, daß er plötzlich erblaßte. Warum mußte dieser Elende einer einzigen Mordthat wegen seinen Kopf verliehren? Sprach ihn nicht der Trunk los? Entschuldigte ihn nicht die Freyheit, Experimenta zu machen? Nein, er mußte als ein Uebelthäter unter den Händen des Scharfrichters sterben. Hätte er, wie Sie, in der Vorstadt gewohnt, sein Leben wäre vielleicht zu retten gewesen. Denn Ihr Ansehen ist so groß, daß Sie auch ganz sicher in der ansehnlichsten Strase der Stadt wohnen könnten, wenn Sie es für rühmlicher achteten.

Sie werden tiefsinnig, Herr Docktor! Werden Sie nur nicht rachsüchtig. Und wenn Sie auch rachsüchtig würden, so will ich mich zeitlebens hüten, Ihrer Wuth mich jemals zu überlassen.

* * *

Sind Sie es, Herr Theophan! Man lobt Sie; man vergöttert ihren Wandel; aber — — belieben Sie doch den Mantel der Scheinheiligkeit auf einige Augenblicke abzulegen. Sind Sie nicht der artige Herr, welcher die Gesellschaften mit einem äuserlich stillen Wesen betrüget? Irre ich mich etwan in der Person? Sie sind nicht der einzige, der sich eines Kunststücks bedient, das keine Kosten verursacht.

Wie gefiel Ihnen das Frauenzimmer, dem Sie vor einigen Stunden so erbaulich predigten? War es nicht ein allerliebstes Mädchen? Die Augen schmachteten recht, Sie zu entzücken. Und wie wallte Ihr Herz; gestehen Sie es nur? Mit welchen Empfindungen ergriffen Sie die Hand einer Schöne, um Sie von einer weitern Begleitung abzuhalten. Bald, bald — hätten Sie sich verrathen. — —

Nein, ein Heiliger, wie Sie zu seyn glauben, ist ohne Empfindung. Nur ihre Feinde, beschuldigen Sie eines verstellten Wesens. Ihre gewöhnliche Sanftmuth und

und eingemischter Amts - Eifer wird auch solche boshafte Menschen zum Schweigen bringen.

Sie bemühen sich, dem Nebenmenschen mit einem Exempel zu dienen, das lehrreich, und nachahmungswürdig ist. Sollte man nur Ihnen und Ihres gleichen verbiethen können, bey Gelegenheit einen jüdischen Profit zu verschlagen? Das wäre zu hart. Wir sind Menschen und die Triebe der Menschheit erfordern es, die Unserigen zu bedenken. Es bleibt allezeit zwischen Ihnen und andern Wuchern ein großer Unterschied. Sie, mitleidiger und gütiger Teophan! Sie sind einer Republick ganz unentbehrlich. Sie sind fast die einzige Stütze aller Unglücklichen, die Ihre Ausgabe nicht mit der Einnahme vergliechen haben. Sie erbetteln die Allmosen durch Ihr Zureden, und schenken solche den Kindern einer wankenden Familie. Es giebt zwar Spötter, welche Sie der Frechheit eines Spitzbubens beschuldigen, der bey den schändlichsten Unternehmungen an kein anders Leben denkt. Aber, das sind Erzbösewichte, rechte gottlose Leute, welche die geringe Anzahl solcher Menschen - Freunde nicht bedenken, die ihrem fühlbaren Gewis-

sen einigen Zwang thun, und durch ihren Beystand das Geld roulliren lassen, welches auserdem im Kasten verschimmeln oder wieder in die Erde kriechen würde. Wahrhaftig, Sie bleiben ein ehrlicher Mann; wenn Sie auch bey den itzigen schlechten Zeiten fünf und zwanzig pro Cent forderten, so beleidigten Sie doch Ihr Gewissen im mindesten nicht. Sie würden ohne allen Profit Ihr Geld ausleihen, wenn bessere Zeiten wären; und sollten Sie auch von erkenntlichen Gemüthern zu reichlich für Ihre Bemühung beschenkt werden, so erhalten Sie dadurch die schönste Gelegenheit, ausgesaugte Witwen und hungernde Waysen, besonders aber die Armen-Häuser zubesorgen. Ich selbst kenne Ihr wohlthätiges Herz. Ich selbst bin öfters ein Zeuge Ihres Wunsches gewesen: Wenn nur bessere Zeiten wären, allein O tempora, o mores, das ist: böse Zeiten machen schlimme Bürger. Hätten nur alle Bewohner des Erdballs ein so menschen freundliches Herz; ich weiß gewiß, daß in jedweden die Begierde entstehen würde, dem nothleidenden Nächsten zu dienen.

Trösten Sie sich, unschätzbarer Teophan! Sie sind nicht der erste, welchem der Unver-

stän-

ständige so undankbar begegnet. Fast niemand kennt itzt noch die Wirkungen der allgemeinen Liebe und Ihre Stiefbrüder, die Herren Wucherer in der eigentlichen Bedeutung, sind unersättlich und mischen sich in das Lob des ehrlichen Mannes, wie der neugeadelte Stax unter die bärtigen und Stiftsmäsigen Ritter. Nichts als der übermäsige Profit einiger Juden unter den Christen vermindert die Hochachtung in etwas, welche man Ihrer thätigen Christenliebe schuldig ist. Wundern Sie sich auch nicht, daß Sie von eigensinnigen Männern beneidet werden, welche auf das Verhalten einiger Menschen mit beissenden Schimpfwörtern schmälen, die ihr baares Geld nach vielen Bitten mit einem mittelmäsigen Zinß auf ein sicheres Unterpfand ausleihen. Genug, Sie sind überzeugt, daß Sie allen Nothleidenden Ihr gesammletes Geld und Ihre Dienste auf eine Art anbieten, wobey Sie niemals etwas verliehren können.

Aber, sagen Sie mir doch aufrichtig, frommer Teophan! warum sind Ihnen die Comödien so entsetzlich verhaßt? Warum beschuldigen Sie diejenigen einer groben Sünde, die wöchentlich einige Stunden ohne Schaden anwenden, solchen angenehmen und lehrreichen Vorstellungen beyzuwohnen? Fast beschuldi-

ge ich Sie in diesem Punkte eines kleinen Eigensinnes. Vielleicht haben Sie in jüngern Jahren durch unbekannte Vorfälle einen Abscheu vor dieser Schule guter Sitten bekommen. So machen es öfters die Kinder, wenn ihnen ihre Lehrer das Fehlerhafte nachdrücklich zeigen. Molierens Tartüff ist vielleicht schuld an Ihrer Strenge. Es ist wahr, dieser comische Schriftsteller hat die verächtliche Gestalt eines Scheinheiligen so entworfen, daß sich viele Prahler mit Tugend getroffen finden. Vielleicht ärgern Sie sich auch über die Stelle, welche ich Ihnen ohnlängst zur Vertheidigung jenes Lustspiels zuschickte;

„ Wenn Tartüff spricht, so redet Verstellung aus ihm. Er nimmt gleich dem Heuchler, aus Eigennutz den äusserlichen Schein an, als ob er in seinen willkührlichen Handlungen die Pflichten gegen Gott und gegen den Nebenmenschen beobachten wolle. Unter dieser frommen Larve betrügt er, und bewirbt sich nur um Vortheile in der Welt. Seine Miene, seine Stellung, seine Stimme, seine Kleidung, seine Bewegungen, seine Complimente, seine Wendungen in Gesprächen, sein arglistiger Eifer, seine Thränen;

„ alles, alles macht ihn zum Scheinheili=
„ gen. So oft ich jenen Aufsatz des Mo=
„ liere lese, oder auf einem regelmäßi=
„ gen Theater lebhaft vorstellen sehe: so
„ oft finde ich neue Züge, wodurch mir
„ der Scheinheilige immer abscheulicher
„ wird. Und ich weiß keinen Thor mit Tar=
„ tuffen zu vergleichen: so groß ist er."

Theophan! bändigen Sie doch Ihre Affecten. Hat nicht dieser Tartüff, den sich Moliere zum Muster in seiner lebhaften Abzeichnung vorstellt, noch unzählige Mitbrüder? Nichts ist gemeiner, als die Bemühung der Menschen fur fromm gehalten zu werden. Sie wissen zwar ihre Verbindlichkeit, daß man die Pflichten gegen Gott und gegen den Nächsten nach allen Kräften zu beobachten habe, und daß man nichts in seine freyen Handlungen einmischen dürfe, wodurch die Natur der Obligenheit dieser Pflichten beleidiget werde. Dem ohngeachtet fliessen die Bemühungen eines Scheinheiligen aus einem unreinen Herzen. Bey jeder Gelegenheit rühmt er sich eines unermüdeten Eifers in Erfüllung seiner Obliegenheiten und seine äusserliche Bemühungen werden nur von einigen matten Brüdern als sichtbare Zeichen eines unsträflichen Wandels gepriessen. Diese Bewunderung folgt aus der

Arglist des Scheinheiligen, seine Fehler und Blösse zu verbergen.

Wie häßlich ist der Charackter? Ein Krancker, welcher seine schwächlichen Umstände verheelt, und keine Mittel dargegen anwenden will, entgeht selten dem Tode. Was kan thörichter und gefährlicher seyn, als die Beschaffenheit eines Mannes, der sich gegen den Allwissenden, den Erforscher unsers Herzens, verstellt; der sich äusserlich von den Eitelkeiten absondert; der äusserlich die Welt verachtet, der einen äusserlichen Schein seiner wirksamen Menschenliebe giebt; der äusserlich für die Ehre Gottes eifert und innerlich der schändlichste Taugenichts ist, der bald zum Bösewicht reif wird.

Gönnen Sie mir nur noch auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit. Sie, werthester Theophan! werden mir zugestehen, daß solche scheinheilige Tartüffe geringe und an sich gleichgültige Handlungen mit dem ihnen eigenen Bannstrale zur Sünde zu verdammen pflegen, damit sie ihrer besondern Gerechtigkeit und Frömmigkeit wegen hochgeachtet werden. Alle Worte, alle Gebehrden des Nächsten verwandeln sie durch ihre Tadelsucht in Stuffen zur Hölle. Man soll sich vor ihnen fürchten

und das Gewissen ihrer Herrschaft unterwerfen, oder das allerhärteste Urtheil aus ihrem Munde erwarten. Solche Schwärmer mißbrauchen bey ihrer Verstellung ihr äusserliches Ansehen unverantwortlich. Es muß der Deckel ihrer Schalkheit seyn. Oeffentlich sagen sie zwar, Gott habe durch sie und in ihnen viel Gutes gewirket, und doch kennen sie nicht das Gute, dessen sie sich rühmen; sie haben nicht einmal den Vorsatz gefaßt, gute Früchte zu bringen und andern ein lehrendes Muster zur Nachfolge zu seyn. Von ihnen wird die Einfallt hintergangen, welche solchen glatten Verführern traut und hernach wie jene, unter dem Namen gottseeliger Uebungen die größten Bosheiten unverschämt, sicher und ungehindert ausübt.

Unerlaubt sind die Mittel, deren sie sich bedienen, um eine allgemeine Hochachtung ihrer Scheinverdienste zu stiften. Schmeichelhaft bewerben sie sich um die Herzen; schmeichelhaft loben sie die gute Gemüthsart desjenigen, welchen sie nichtiger Vortheile wegen, oder aus Hochmuth anzuwerben suchen, und bey einer unentschlossenen Antwort folgen die bittersten Drohungen. In ihren Augen, in ihren scharfen Augen ist man ein Religionsspötter; man

wird

wird angeklagt; man wird ohne Untersuchung verdammt.

So verhielt sich Tartüff; so machen es seine Brüder, und am Ende trifft sie selbst die Schande, welche sie auf andere wälzen wollten.

Wäre Zoroaster, Mahomet, Zinsendorf rc. nicht in der Maske eines Scheinheiligen erschienen: so würden ihre Eroberungen nicht so vortheilhaft für sie gewesen seyn. Diese Verführer des Volks hatten sich eine Fertigkeit erworben, ihren Zuhörern oder Anhängern wächserne Nasen zu drehen, und sie erwarben sich bey dem Vorurtheil ihrer bekehrten und verblendeten Bundsgenossen den Namen eines Heiligen. — — Hülfe! — Hülfe! — — Theophan ist ohnmächtig! er stampft mit den Füssen; er knirscht mit den Zähnen; er verstummt.

* * *

Ist es wahr, Jungfer Nichte! daß Sie Ihre Sprödigkeit ganz abgelegt haben? Ist es wahr, daß Sie einem graubärtigen Witwer Ihre Hand, Ihre zarte Hand und den kleinen lieben küssenswürdigen Mund überlassen wollen?

len? Wenn Sie wüßten, was mir heute früh mein Barbier sagte, Sie würden sich noch eine Bedenkzeit ausbitten: oder soll ich Ihnen meine Meinung frey entdecken? Sie würden den ehrlichen Alten ganz sanft in einen Korb legen.

Glauben Sie nicht, daß sich Ihr verjüngter Greis aus dem Alter einige Ehre mache. Mein Barbier weiß es besser. Täglich muß er die Augen ihres Galans durch eine besondere Salbe ins Schwitzen bringen, und durch dieses schmutzige Mittel dem gewöhnlichen Triefen derselben einigen Einhalt thun. Wagen Sie einen Versuch. Bitten Sie um vier Wochen Bedenkzeit, alsdann werden Sie einen Siebenzigjährigen Mann sehen, dessen Bart ganz ausgeropft ist. Seit den ersten Tagen Ihrer Bekanntschaft ist er auf Mittel bedacht gewesen, vor Ihnen sein Alter zu verheelen. Er nahm den Spiegel zum Lehrmeister an, und sein grauer Bart kam ihm selbst fürchterlich vor. Von der Stunde an thut er sich alle Morgen den Zwang, zehn weisse Haare mit einem Zänglein auszurotten, und mein Barbier (der Mensch war vier Wochen in Jena) befürchtet nicht ohne Grund, an ihm einen Kundmann zu verliehren. Vielleicht sucht er dadurch der Wahrheit des alten Sprüchworts zu entgehen, welches

ches die Frau Tante ohnlängst von ihm sagte: Es sey keine gute Haar an ihm. Sein Kopf ist kahl, nur der Bart widersprach noch.

Belieben Sie sich zu entschliessen, ob es besser sey, in den kalten Armen eines reichen Alten zu seufzen, als in den feurigen Umarmungen eines mittelmäsig begüterten Jünglings alles Vergnügen zu geniessen.

*
* *

Sie wissen es doch, Madame! daß heute eine neue Erbschaft aufs Tapet gekommen ist? Ihro Gnaden die Frau von ** hat vor einigen Tagen eine vorläufige Einladung von dem Engel des Todes erhalten und deßwegen ließ Sie heute ihren letzten Willen folgendergestalt abfassen:

„Nachdem ich an meinem eigenen Beyspiel
„vermerke, daß sich der Tod auch in die
„Schlösser der Grossen wage und daher mein
„Todesfall zu befürchten ist: Als habe ich bey
„noch gutem Verstand mittelst meines Ge-
„richtsdireccktors und behöriger Zeugen, nach-
„stehende letzte Willensmeinung wohlbedacht
auf-

„ aufzeichnen lassen, die mit dem ernstlichen
„ Vorbehalt, daß hierinn nicht im mindesten
„ von meiner Vorschrift und beharrlichen Be=
„ fehlen abgewichen werde.

„ Es ist weltbekannt, daß ich alles zur Er=
„ ziehung meiner Kinder angewandt und deß=
„ wegen auch einen Informator von Leipzig
„ habe verschreiben lassen, der mir jährlich
„ theurer kam, als ein anderer Knecht und
„ zwo Mägde. Aber, dieser Bösewicht hat
„ meine Junkers dergestalt verdorben, belo=
„ gen und verführt, daß sie ihren Stand ganz
„ ausser Augen setzten, beständig über den Bü=
„ chern schwitzten und sogar mit meinem äus=
„ serten Widerwillen eine Universität bezogen.
„ Alldieweilen nun Rechtens ist, daß der Un=
„ gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern be=
„ straft und geahndet werde, und meine Söh=
„ ne sich überdies lieber von einem Fürsten be=
„ fehlen lassen, als daß sie nach löblichem Her=
„ kommen auf ihrem Freyguthe die Herrschaft
„ über ihre Unterthanen behaupten und fortse=
„ tzen sollten: So verordne befehle und ge=
„ biete ich, daß solche von meiner ganzen einst
„ nachgelassenen Baarschaft nicht einen Duca=
„ ten ererben sollen, auch durch keine Rechte
„ und fremde Hülfe jemals ererben können.

Hin=

Hingegen soll alles baare Geld nach Proportion folgendermaasen an nachgesetzte Personen vertheilt werden, alles sonder Arglist und Gefährde:

1.) Dem Verfasser meines Lebenslaufes für jede ruhmvolle Zeile, nach Gutbefinden.

2.) Jeder Schluchzer in der Leichenrede soll nach der Grösse des Affeckts wohl belohnt werden.

3.) Ein jegliches Gedicht, welches mir zu Ehren abgefaßt wird, ist nach der grösse der Lettern reichlich zu vergüten.

4.) Alle Arme, Kranken und Unterthanen, welche meinem Leichenbegängnisse beywohnen, sind nach Beschaffenheit der Umstände zu bedenken.

5.) Die Bettelvoigte und Armenknechte, welche die Ruhe meines Lebens beförderten und alle Leute von meinem Schlosse wegprügelten, die mit Ungestümm Allmosen abforderten, erhalten einen Theil meiner Sparbüchse.

6.) Sibylla, die gute Frau, die mir alle Neuigkeiten der Stadt recht brühsiedend heiß erzehlt hat, empfängt für ihre vielfache mir treulich geleisteten Dienste allen rückständigen Lohn meines Gesindes.

7.) Meinem Wechsel-Juden, Moses Nendel, überlasse ich aus dankbarer Erkenntlichkeit für dessen mir zeitlebens erwiesene Treue und Dienstfertigkeit den letzten protestirten Wechsel.

8.) Für die Kirche und Schule — — In dem Augenblicke setzte ihr die Krankheit so heftig zu, daß die Stifterin so herrlicher Vermächtnisse ihre Sinnen, wie die Sprache verlohr, und plötzlich verschied. Vielleicht unterscheidet sich die Denkungsart ihrer braven Herren Söhne von der Willens Meinung einer wunderlichen Mutter. Der dienstfertige Gerichts-Directtor verliehrt vieles.

Können Sie, Madame! bey einem so plötzlichen Todesfalle unempfindlich seyn? Dauert Ihnen die Sibylla nicht, welche nun für die eilfertige Ueberbringung so vie-

ler Bothschaften einen schlechten Lohn erhalten wird? Solche lebendige Zeitungen sollten immer besser bezahlt werden, als alle gedruckte Berichte neuer Begebenheiten, auf die unter gewissen Zeitpunkten vieles Geld verschwenderisch gewändt wird. Sibylla war nicht blos eine lebendige Fama; sie behauptete zugleich den Charackter einer geheimen Räthin und hatte öfters die gnädige Erlaubniß, sich Stundenlang mit einer Dame zu unterreden, die sich nicht die Mühe gab, mit dem besten ihrer Bauern eine einzige Minute ohne Zwang zusprechen: Die gute Sibylla dauert mich selbsten.

Die übrigen Punkte des angefangenen Testaments sind alle so abgefaßt, das man das unvermuthete Ableben der Verstorbenen noch mehr aber die Personen beklagen muß, die itzt ihre Wünsche zernichtet sehen.

Wie ruhmvoll, wie majestätisch, wie weitläuftig würde nicht der Lebenslauf einer Dame ausgefallen seyn, da er Zeilenweis sollte bezahlt werden? Man darf nur seine Augen auf die Schreibart der Copisten wenden: so wird man erblicken, daß jedes Wort Geld koste.

In der ganzen Leichenrede würde der Affeckt der Traurigkeit geherrscht haben. Myriaden von Thränen hätten die Wangen des Redners benetzt, und sein rührender Vortrag wäre bey andern Vorfallenheiten ein unnachahmbares Meisterstück geblieben. Er und alle Zuhörer würden schon bey diesen Worten in Thränen zerfliesen:

„ Sie ist erblaßt, die Wohlthäterin,
„ was könnte eine größere Bestürzung
„ in uns erwecken? Tretet herzu,
„ ihr geharnischten Helden; seht die
„ Reizungen, die auch noch aus ihrem
„ Sarge strahlen; ihr werdet unter
„ euern Helmen die Zähren nicht ver-
„ bergen können. Nähert euch die-
„ sem Sarge, ihr Unterthanen einer
„ huldreichen Gebietherin. Seht noch
„ einmal die Hand an, die euch be-
„ ständig mit Wohlthaten überhäufte.
„ Auch im Tode ist die majestätische
„ Gesichtsbildung noch sichtbar, die
„ sich jederzeit gnädig gegen euch her-
„ ab ließ. Wo hat jemals eine so
„ edle, eine so große, eine so mild-
„ thätige Dame gelebt? Darf die
„ Nachwelt dergleichen hoffen?

Wie mitleidig sind Sie nicht, Madame! Sie weinen schon und ich habe kaum die Lobrede angefangen. Hemmen Sie das Schluchzen, oder ich weine mit, ob ich gleich eben so wenig Hoffnung zur Belohnung meiner Rede habe, als Sie Antheil an der Traurigkeit nehmen können.

Die armen Poeten sind ebenfalls in ihrer Hoffnung betrogen. Jene Zeiten sind vergangen, wo sich die größten Kayser und Prinzen ihren Musen zinsbar machten. Ein August war nicht nur ein lanwieriger Vater seines Volks, sondern er wußte auch die poetischen Geister eines Virgils durch seine gnädigen Belohnungen so anzufeuren, daß ein einziger Virgil allein 300000. Gulden von diesem huldreichen Kenner der Dichtkunst empfangen hat. Wird dieser große Prinz nicht eben so mildthätig gegen einen Horaz und gegen andere Dichter damaliger Zeiten gewesen seyn? Auch in unsern Tagen blühen einige Fürsten, die zum Preis ihrer Unsterblichkeit den Dichter besolden. Solche Pensiones verherrlichen den Ruhm den Großen mehr, als andere königliche Geschenke, die zuweilen an stumme Geld-Einnehmer verschwendet werden. Nur ein Dichter und Schriffsteller weiß die Hoheit

seines gnädigen Herrn der Ewigkeit einzuverleiben und dessen Freygebigkeit der Nachwelt bekannt zumachen.

Und dennoch erwerben sich viele Dichter durch ihr göttliches Spiel, das sie täglich rühren, kaum soviel, als ihr Speisewirth, das Weinhaus und der Kramer täglich für Kaffee, Federn und Papier fordert. Man ließt mit kaltem Blute die schönsten Gedichte; man rühmt den Verfasser; man läßt ihn aber als einen Märtyrer der Unsterblichkeit gemeiniglich Hunger leiden; oder man trägt ihm die schwere Bemühung auf, den schimmernden Blick des Lasters einnehmend zuschildern und reiche Narren poetisch zuerheben.

Dies alles war vielleicht der verstorbenen Dame bewußt. Sie suchte wohlmeinend und gnädig durch ihre milde Stiftung dem häußlichen Mangel einiger dichtenden Geschöpfe abzuhelfen. Sie verordnete eine Belohnung nach der Größe der Lettern.

Glauben Sie nicht, Madame! daß Sie in diesem Ausdrucke den neumodischen Druck

 mit

mit starken Spänen mißbillige, der vieles Licht und wenige Zeilen liefert. Nein! Ihre Gebetbücher waren mit grober Schrift gedruckt und aus dem Grunde geboth sie einen gleichförmigen Druck ihrer Epicedien.

Ich habe schon öfters angemerkt, daß gemeiniglich die besten Vorschläge am wenigsten zu ihrer Erfüllung kommen. Diese Erfahrung läßt sich bey allen Punkten des oben angeführten letzten Willens zum Nachtheil der der hoffenden Erben anwenden. Alle Armen, Kranken und Unterthanen, welche ihrem Leichenbegängnisse beywohnen würden, sollten nach Beschaffenheit der Umstände bedacht werden. Ein Vermächtniß, welches ich fast allen vorhergehenden vorziehe. Wie zahlreich wäre nicht die Leichenbegleitung gewesen? Hätte man nicht aus der Menge der Leidtragenden einen unleugbaren Schluß auf die Verdienste der Verstorbenen folgern können?

Kirche und Schule sollten bedacht werden. Dies war die gute Willens-Meinung einer Dame, die vielleicht noch nie vorher eine so edle Entschliesung gefaßt hatte. Sie empfand die Annehrung des

Todes; ihr war alles Unrecht bewußt, welches sie in ihrem Leben ausgeübt hatte. Wie gefallen Ihnen, Madame! diese Empfindungen? Sie entstehen gemeiniglich in solchen Herzen, die sich in der letzten Stunde geängstiget finden und einer sanften Auflösung entgegen sehen.

Fragen Sie nicht, Madame! warum die hohe Stifterin das Vermächtnis für Kirche und Schule bis zu Ende des Testaments verschoben haben? Ich weiß Ihre Einwendung mit nichts zu beantworten. Die voraus geschickten Punkte sind ein Beweiß ihrer Mildthätigkeit, die steigend zunahm und erst in der Stiftung ad pias causas in ihrer ganzen Größe erschienen wäre. Ueberdies kan niemand behaupten, daß sie ihre Verordnung zu Ende gebracht hätte. Sie hatte ihrem alten treuen Kammer-Mädchen noch kein abverdientes Heyraths-Guth ausgesetzt; sie hatte nur einen Theil ihrer Sparbüchse den Bettelvoigten zuerkannt und noch niemanden zur Erbschaft der übrigen Theile ernennt; sie hatte noch nichts wegen Einrichtung ihrer hinterlassenen Güther einfliesen lassen; sie hatte ihrer Fräulein Tochter noch keinen Vormund bestimmt; sie hatte ihren Söhnen den müt-

terlichen Fluch noch nicht gegeben. Und — — wie kan ich alles errathen, was sie noch verordnen wollte? Es ist betrübt genug, daß die wenigen Punkte nicht erfüllt werden; daß man den Bedienten allen rückständigen Lohn, ihrer Boßheit zum Trotz, auszahlen wird; daß sich die Herren Söhne ohne Zank in das schöne Vermögen theilen und ihrer unmündigen Schwester alles Recht werden angedeihen lassen.

Möchte doch die schlechte Einrichtung und der noch schlimmere Erfolg dieses Testaments alle Sterbenden belehren, daß man auf seinem Todtenlager andere Dinge zuerwägen habe, als solche Zwangmittel auszudenken, die der Eigenliebe und dem Hochmuthe schmeicheln. Es würde sich künftighin niemand bemühen, rechtmäsige Erben durch ein boshaftes Testament zuhintergehen und seinem Nachruhme ein unvergeßliches Schandfleck anzuhängen.

Madame! befreyen Sie Ihre Freundin, die Frau * * von dieser Schande, wenn es anders nicht schon zu spät ist. Reden Sie ihr zu, daß sie den abgefaßten letzten Willen von den Gerichten wieder zurück for-

fordere, und alles der Klugheit ihrer Kinder überlasse. Ich habe mir sagen lassen, daß sie die Helfte ihres Vermögens zu milden Stiftungen ausgesetzt habe. Diese Sorgfalt für die Armuth würde lobenswürdig seyn, wenn ihre acht hinterlassenen Kinder nicht zuviel darbey litten. Allmosen, welche mit bösen Herzen ertheilt werden, verdienen niemals Allmosen genennt zu werden. Stellen Sie ihr vor, daß ihre Kinder durch den Empfang der ihnen entzogenen Summe in Umstände versetzt würden, auf eine achtsache Art und mit schönern Trieben den Armen mehr Gutes zu erweisen, als sie durch dieses Vermächtniß geniesen werden.

* * *

Ist es nicht wahr, wertheste Freunde! Wir irren ins gesamt, nur jeder irret anders. Sollte man nicht glauben, wenn man das Verhalten der meisten Menschen ein wenig genauer betrachtet, daß die Offenbarung, eine Ewigkeit und der Tod die abgeschmacktesten Märchen wären? Ich frage Sie, meine Freunde, bey Ihrem Gewissen, wie viel Sie in der That moralische

gute Characktere kennen? Ich habe einige Jahre in der Welt gelebet und ich gestehe offenherzig, daß ich nichts als ein Gewebe von Lastern und Bosheiten gesehen habe. Wir werden mit Leidenschaften gebohren; wir nehmen von Beyspielen, mit denen wir leben, neue Züge darzu an; wir verwechseln sie mit den Jahren mit andern männlichen Bosheiten, und im Winter unsers Lebens kennen wir noch keine andere Grundsätze, als eben diese. Eine innerliche Ueberzeugung von Tugend, von Religion können wir troß unserer Verschwörung wider dieselbe nicht ganz austilgen. Das Gefühl erinnert uns wider Willen an das Ehrwürdige und Seelige eines Christen, aber unsere Laster sind uns zu reizend. Wir behalten sie also; wir ahmen die Sprache der Tugend nach, und überreden uns im ganzen Ernste, daß wir weit besser, als viele andere sind.

Clelia ist buhlerisch, Amynt verschwenderisch und wollüstig; wir sind beydes nicht. Was für ein Compliment für unsere Eigenliebe! aber wir sind Schmeichler, Ehrgeizige: Kleinigkeiten genug. Wir sind das nicht, was Clelia und Amynt sind; das

sind

sind unsere Neigungen nicht; folglich sind wir tugendhaft. Kan man etwas wieder diesen Schluß einwenden?

Ich gehe auf einige Jahrhunderte zurück und zittere. Millionen Menschen sind vor uns in die Ewigkeit eingegangen; was wird ihr Schicksal seyn? Sind wir dadurch weiser geworden? Wir haben ihre Laster geerbt, und um ihrer würdig zuwerden, haben wir uns bemüht, ihre Bosheiten noch zu einer grösern Vollkommenheit zubringen. Cleanthen wird sein Freund, sein Mitgesellschafter in seinen Lastern, von der Seite geraubt; er stürzt sich durch seine Ausschweifungen in eine Krankheit, die sie verdienen; er empfand sie und sündigte fort; Trunken kömmt er eines Tages in seine Wohnung zurück, und ehe er noch die Spuren von einigen Ueberlegungen und Vernunft sammlen kan, richtet sie ein hitziges Fieber vollends zu Grunde. Der Prediger würde sein Amt ohne Frucht verwaltet haben, das weiß man, deßwegen erspart man ihm die Mühe. Er stirbt in den Armen seines Freundes, und Cleant ist untröstlich. Wird ihn das rühren? Ja, er flucht bey allen Teufeln, daß er sich bessern will, und doch vergißt er diesen patriotischen Schwur in

zween Tagen und ein Steckfluß erstickt ihn mitten in der Ausübung eines Lasters. Sollte man wohl glauben, daß der Mensch als ein Ebenbild Gottes geschaffen war? Haller meint vielleicht diesen:

Unseelig Mittelding, von Engeln und von Vieh,
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.

Im Begrieffe wider die Tugend zuhandeln, berichtet man Clitandern, daß ein Freund, mit dem er noch gestern zechte, plözlich gestorben sey; ein Jüngling, der sich noch vor wenig Tagen den Ergetzlichkeiten seines Alters überließ, wird auch zum Grabe getragen. Clitander siehts, zween Todesfälle auf einmal! Er wird tiefsinnig und nach einer Minute übt er das Laster noch auf eine boshaftere Art aus, als er sich es vorgenommen hatte, und mit einer innerlichen Zufriedenheit darüber lacht er sich an. Das war die Ursache seines Tiefsinns und nicht, wie ich und Sie, meine Freunde, glaubten, eine stille Betrachtung über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens.

Ich erschrecke vor der Menge Bücher, die alle die Tugend, die alle die Sitten predigen; die bald beisend, bald scherzhaft, trocken und systematisch sind, und es würde ein ungeheurer Raum darzu erfordert werden, wenn es möglich wäre, sie zusammen zubringen. Sagen Sie mir meine Herren Verfasser, wie viel Lasterhafte haben Sie durch Ihre Welt von Schriften auf den Weg der Tugend zurückgebracht? Und wie viele von Ihnen selbst sind dadurch rechtschaffener und gerechter worden, als Sie zuvor waren? Wie schön haben Sie die Vernunft erhoben, und wie gründlich haben Sie nicht gezeiget, daß man ihr die Leidenschaften unterwerfen müßte. Der Werth der Tugend kan nicht überzeugender geschildert werden, und doch, meine Herren, sagen Sie mir die Wahrheit, bleiben Sie selbst wie die Welt lasterhaft. Es läßt sich auf dem Pappiere recht viel sagen; aber kommen Sie zurück auf unsere Zeiten, auf den Punkt in denen wir itzt leben, und betrachten Sie die Menschen so, wie sie sind. Ein schrecklicher Schauplatz! Verwüstete Städte, entblößte Unterthanen, blutende Felder, ja alle nur mögliche Arten von Lastern. Mein Herz blutet mir, und ich muß abbrechen um meine Gedanken von diesen unmenschlichen Scenen wieder zurück zubringen. — —

Ich

Ich bin nunmehr ruhiger und ich habe nur ein Mittel es zu werden, wenn mich mein Eifer bis zur Verabscheuung der Menschen gebracht hat. Ich kenne noch Männer, die der Tugend Ehre machen, die alle Pflichten des Menschen-Freundes mit der Religion vereint ausüben; die, mit einem Worte, Christen sind. An diese erinnere ich mich mit Entzücken; ich preise die Vorsehung, und ein großer Theil Menschen wird mir erträglicher.

Die meisten Menschen sind also blos Sclaven ihrer Leidenschaften, die sie niemals unter die Vernunft haben bringen wollen, und sie werden es seyn, so lange die Welt ist. Man predige, man verdamme, man suche alle mögliche Arten, sie zu bessern. Umsonst, wer kan einem Mohr die Weisse, und einem Menschen den gehörigen Verstand geben? Es ist wahr, man findet noch eine Art Tugenden, die man Temperaments-Tugenden nennet, und die oft der Lasterhafteste besitzet; einen natürlichen Trieb zum Mitleiden, zur Freygebigkeit und zum gesellschaftlichen Leben; allein dieser Trieb, spricht der strenge Moralist, hat mit dem Triebe eines andern zum Geize und zur Wollust einerley Ursprung, nur nicht einer-

ley

len Folgen. Eben dieser Trieb macht die Welt noch nicht so verabscheuungswürdig, als sie es auserdem seyn würde, und deßwegen behauptet der Mensch in meinen Augen noch einiger Maasen seine Würde.

Ihnen, meine Freunde, muß ich noch einen Brief mittheilen, den ich gleich im Anfange eine Stelle hätte einräumen sollen, und der eigentlich diese Gedanken bey mir hervor gebracht hat. Hier ist er:

Mein lieber Freund!

Mein Zustand ist bedaurenswürdig. Tausend kleine boshafte Streiche der Menschen haben mich in ein Nichts verwandelt und zum Gelächter der Thoren gemacht. Warum sind meine Grundsätze von andern so unendlich weit unterschieden, und wann wird man sich einmal der Sclaverey der Leidenschaften entrissen, und seiner Bestimmung würdig machen? Warum konnte ich nicht, wie Richardsons Clarissa wünschte, unbemerkt durch das Leben hindurch schleichen? Religion und Sie, mein Liebster, werden mich trösten, und ich will troz dem Laster, tugendhaft seyn. Ich fühle die Schwäche meiner Gesundheit und vielleicht habe ich

noch

noch wenige Zeit zu leben. Annäherung des Todes, sey mir gesegnet! O liebster Freund! welche Wollust, wenn ich die Seeligen so liebe, wie ich Sie hier schon in diesem Leben geliebet habe! Kan uns die Welt eine vollkommene Glückseeligkeit geben, und konnte ich ein besseres Schicksal, als meine Väter erwarten? Trösten Sie sich und hören Sie die Bitte eines sterbenden Freundes, der mit Ueberzeugung redet, weil er im Begriff ist, den Schritt in die Ewigkeit zu thun: seyn Sie ein Menschenfreund und ein Christ. Ich küsse Sie tausendmal und bin ewig

Ihr Freund.

* * *

Endlich geniessen Sie nach so vielfach überstandenem Ungemach des Krieges das Vergnügen, in der Gesellschaft Ihrer ehemaligen Freunde ein gesprächiger Herold Ihrer Thaten zu seyn. Erzählen Sie mir doch, wenn ich bitten darf, welchen Scharmützeln, welchen Schlachten, welchen Siegen, welchen Belagerungen, welchen Eroberungen Sie seit Ihrer Entfernung beygewohnt haben? O wie vielmals habe ich an Sie gedacht! Ich sah Sie in stündlicher Gefahr;

Ein Dichter kan in Bildern,
Sich selber manchen Theil von einem Treffen schildern.
Ja wohl! Ich sah dein Roß, das muthig vor der Schlacht,
Eh noch der Angriff kömmt, den Angriff zehnmal macht,
Die Schenkel munter hebt, und kaum der Erde trauet,
Voll edler Ungeduld in Sand und Erdreich hauet,
Und an dem Zügel rückt, und mit den Mähnen flieht,
Sich in die Höhe hebt und nach den andern sieht;
Dann ruht, dann wieder schnaubt, sich voller Großmuth brüstet,
Und alle Schenkel hebt und sich zum Laufe rüstet;
Und wenn es Freyheit merkt, mit Eifersucht entspringt
Und schäumend und erhitzt dem Feind entgegen dringt,
Als müßt es seinem Herrn am Muthe niemals weichen,
Und ihm an Tapferkeit bey jedem Schritte gleichen.

Ich freue mich nun unendlich, daß ich Sie wieder umarmen kan, und welches Vergnügen werden die Schönen empfinden, indem sie einen Helden küssen können, der ohne Schuß, ohne Zerquetschung und wie die Denkmale der Ehre heissen, zurück gekommen ist. Wollen Sie uns denn gar nicht mit Ihren Unglücksfällen unterhalten, welchen Sie so glücklich entronnen sind? Wie sehr unterscheiden Sie sich doch von andern erfahrnen Officieren. Andere sprechen beständig von Kriegen und Blutvergiessen. Ihre Heldentrompete erschallt, so oft man das Unglück hat, mit ihnen ein Gespräch anzufangen. Etliche Feldschlachten, grosse Siege, harte Eroberungen, blutige Köpfe sind immer der Inhalt einer Erzehlung wahrer Helden.

Es ist wahr, Sie sind gesund und frisch von einem Feldzuge angekommen, den tausend Ihres gleichen nicht endigen konnten, und man sollte fast glauben, Sie wären in dem harten Kriege überflüsig gewesen. Vergessen Sie daher Ihre Bescheidenheit. Erdichten Sie mögliche Blessuren; Hinken Sie; zwingen Sie sich, den Rücken im Gegencompliment zu bücken; heben Sie den rechten oder linken Arm langsam und mit einer Miene auf, welche den umstehenden einen Begriff vieler Schmerzen beybrin-

beybringen kan; reden Sie auch etwas unverständlich durch die Nase: ich wette, daß man Ihre Verdienste höher schätzen wird.

Der Herr Obristlieutenant von ** ist glücklicher, in Erzehlung seiner Heldenthaten alle Zuhörer in Affeckt zu bringen. Jedermann sieht, daß er etliche Finger der rechten Hand verlohren und viele Blessuren hat. Dennoch sagt er jedesmal von neuen, daß er den Finger im Jahr 17** bey ** vermißt habe; daß das erste Glied des andern Fingers bey der Belagerung von *** verlohren gegangen; daß die übrigen Theile dieses Fingers zu ** vergraben lägen; daß ihm ein Husar in der und der Montur den Hieb über den Kopf versetzt habe ꝛc. Ein solcher zerfleischter Redner kan ganze Gesellschaften von Damen weinend machen, und man muß es ihm vergeben, daß er seine Thaten erhebt? Nichts anders kan seinen Verlust ersetzen. Was hilft eine krumme unbrauchbare Hand, wenn sie nicht ein Zeuge der erwiesenen Tapferkeit seyn darf. Ein Mann, der den schönsten und grösten Theil seines Lebens dem Kriege gewidmet hat, genießt das lebhafteste Vergnügen, so oft er das lange Tagebuch seiner Heldengeschichte eröffnen kan.

Folgen Sie dem Herrn Obristlieutenant. Ich erwarte eine Beschreibung Ihrer Thaten. Ohnmaßgeblich belieben Sie nur den frostigen Anfang weg zulassen; „ Nimmermehr hätte „ ich geglaubt, daß der Krieg mit so vielfa„ chen Gefährlichkeiten verknüpft sey. " So redet kein Held.

* * *

Bruder! ich will heyrathen. Gestern kam ich auf den Einfall. Ich sah die Jungfer * * *. Sie ist eben kein gar zu hübsches Mädchen, und noch dazu ein bißchen einfältig. Hast du sie gesehn? Wie gefällt sie Dir? Ist sie so schön, als das Heyrathsguth, worauf Staat zu machen ist? Ich heyrathe, um verheyrathet zu seyn. Du wirst mich schon verstehen. Ihr Gang schien schlecht; die Beine giengen sehr einwärts; die Augenbraunen waren roth und der Kopf schwarz; der Mund hatte mit dem Rüssel eines gewissen Thiers viel ähnliches, und ihre Habichtsnase war wohl getroffen; die Complimenten verschweige ich — — das Geld macht alles gut. Wenn ich nur an ihr eine Milchkuh finde, die gut zu melken ist, das übrige wird sich schon geben.

Du wunderst Dich! — — Ich würde mich selbst wundern, wenn ich nicht wüßte, daß sie reich wäre. Ihr Geld wird schon gut machen, was die Natur ihr versagt hat. Ich müßte gar nicht zu leben wissen, wenn ich mich nicht einige Wochen zwingen könnte. Für ihr Geld werde ich hernach mein Vergnügen schon ausserhalb finden.

* *
*

Zwey Grübchen, zwey bezaubernde Grübchen brachten die Unschuld um alle Freyheit, um alle Ruhe; und wie viele Ehemänner kenne ich nicht, die wohl von geringern Reitzungen tyrannisirt werden? Ihnen artige Schönen! will ich hier die Ursachen entdecken, die mich so sehr wider sie aufbringen.

In meinen jüngern Jahren kannte ich einen lieben Freund, der alles besas, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Er war also auch bey allen Schönen wohl gelitten, und was so leicht niemand glauben wird — — sein Herz blieb frey. Chloris waffnete ihre schwarzen Augen zum Streite und schoß die feurigsten Blicke auf ihn herab. Chloris lachte, nein sie lächelte nur! die Schönen lachen nicht, um ihn

mit ihren Grübchen zu erobern. Phyllis redete mit ihren kleinen runden Händen; Daphne hatte Geschicklichkeit genug, ihre artigen Füsse zu zeigen, und was das gefährlichste war, Doris mit den blauen Augen versuchte alles, was nur bescheidend und schmachtend darinne war. Da hätte ich mich gewiß fangen lassen. Umsonst, er that noch mehr, als Hercules; er parirte alles aus, und erhielte sich bis zu seiner Abreise in seiner Freyheit. Der gute ehrliche Freund! er schrieb mir nach einiger Zeit, daß er sich, wie werden die Schönen spotten — — in drey Tagen verheyrathen würde. Ich las diese fürchterliche Zeile, ein — — zweymal; ich nahm in der Angst mein Fernglas; nichts, die Sache hatte ihre Richtigkeit; er bat mich ganz demüthig um meine Gegenwart und legte mir das genaueste Stillschweigen auf. Ich brach endlich in ein lautes Gelächter aus, und machte mir den vesten Vorsatz, ihn zu besuchen. Eine Reise die ich bald darauf in diese Gegend thun mußte, brachte mich zu diesem lieben Freunde. Ich klopfte an, und ich sah an einem kleinen Fensterchen, das die Franzosen Jalousie nennen, einen Kopf, der von Gram ganz entstellt war. Man öffnete mir die Thür, und ich fragte nach dem Herrn des Hausses. Die Madam wird gleich da seyn, antwortete mir das Mädchen ziemlich gleichgültig, und kurz darauf erschien ein Frauenzimmer,

mer, die mich mit wiederholten Neigen um die Ursache meines Besuchs fragte. Meinen lieben Freund zu sehen, Madam; Ach! meinen Mann — — ist er aufgestanden, Hannchen? Hast du ihm seinen Thee hinauf getragen? Erlauben Sie mir, Madam, daß ich ihn überrasche. Wie sie befehlen — — und ich folgte dem Mädchen. Meine Kräfte waren erschöpft, ehe ich noch hinauf kam, er eröffnete die Thür. O liebster Freund! schrie ich, und er weinte. Eben dieser Kopf war es, ich stillte seine Thränen und drang in ihn, mir sein Leiden zu erzählen. Hören sie es also, fieng er nach einem kurzen Stillschweigen an; bedauren Sie mich. Ich darf das Andenken meiner vorigen Jahre nicht in mir erneuen, es würde zu quälend für mich seyn; genug, ich glaubte, ich hätte nun Proben genug von meiner Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht gegeben, und ich wurde sicher. Bey dem Besuch bey einer meiner Baasen trat kurz nach mir ein Frauenzimmer in das Zimmer, das ich niemals genau bemerkt hatte, ich redete mit ihr und sie zeigte Verstand, ich sagte ihr, da sich meine Baase einen Augenblick entfernt hatte, etwas schönes vor, und sie beantwortete es witzig. Ich bat sie um die Erlaubniß, sie zu besuchen, gieng fort und blieb frey. Ich besuchte sie nach einigen Tagen wirklich, und dieser unglückliche Besuch brachte mich um meine Freyheit. Sie hatte

ihre natürliche lebhafte Farbe durch ein Schminkpflästerchen erhoben, das sie ungemein vortheilhaft postiret hatte; es verschönerte ihr Lächeln, und brachte bey mir eine förmliche Liebeserklärung hervor; wir wurden einig und in dreyen Tagen war sie meine Frau. Himmel — — rief ich, also haben Sie ein Schminkpflästerchen geheyrathet? Er fuhr fort, und erzählte mir, daß sie mit jedweden Tage neue Plagen und neue Martern für ihn erfunden hätte, und endlich — — genug, sagte er und umarmte mich, bedauren sie mich, ich bin unglücklich; werden sie aber auch durch meinen Schaden klüger; wollen sie das größte Unglück in der Welt vermeiden, so fliehen sie das Frauenzimmer, Drachen und Löwen — — er wollte fort reden, aber ich fiel ihm in das Wort; Sie haben recht, sagte ich, ihn zu beruhigen, weinte noch einen Tag mit ihm und beurlaubte mich.

Ich habe seit dieser Zeit immer das traurige Schicksal meines Freundes mit mir herumgetragen, und ich bin viel aufmerksamer auf dieses verführerische Geschlecht worden. Denn mit ihrer gütigen Erlaubnis, meine Schönen, ich traue ihnen im geringsten nicht mehr.

Philander ist itzt eben so behutsam. Ehedem schätzte er ihre Liebkosungen. Itzt ist er gar der Mann nicht mehr. Erst vorgestern sagte er mir: Nun wage ich mich an kein einziges Frauenzimmer wieder. Ich bin zu meinem größten Unglücke schon so vielfach in meiner Liebe betrogen worden, daß — — urtheilen sie selbst. Meine erste Schöne, (nun schwatze ich alle Geheimnisse aus,) hies Daphne. Sie war etwan achtzehn Jahr alt, und hatte schwarze Augen; ich liebe sie von ganzen Herzen, ich liebe sie vollkommen zärtlich: das sagte sie mir in einer Stunde wohl hundert mal; ich weinte vor Freuden, und wollte für Empfindung zu ihren Füssen niedersinken; wer war glücklicher als ich? könnte man freudiger und zufriedener seyn, als wenn man mit Daphnen sein Leben zubringen könnte? Ich träumte von ihr, auf den Büchern hüpfte sie vor mir herum, ich machte tausenderley Chimärische Projeckte, ich war alles nach den Regeln der Liebhaber. Kurz darauf sahe ich sie in den Armen eines andern, dem sie eben das sagte. Ich ließ meine ganze Hitze, und die war gewiß sehr groß, denn ich war sterblich verliebt, über sie aus: aber sie lachte und sagte mir ganz treuherzig, ich wäre ein Narr. Die andere war ernsthafter, sie war ein und zwanzig Jahre alt, und sprach aus lauter Grundsätzen mit mir. Wir unterhielten uns blos mit der Moral, und

kurz, Plato war ihr Mann. Ich hatte nicht das Herz, das Wort Liebe ein einziges mal zu nennen, und doch liebte ich das ganze weibliche Geschlecht in ihr. Ich brachte ganze Tage bey ihr zu, und machte mir alle moralische Schriften bekannt. Allein, Gelegenheit macht Diebe. Ich fand sie einst und redete ihr von der Liebe etwas vor. Ich weiß nicht, warum sie ihr liebenswürdiges Gesicht so plötzlich und so nahe zu mir wendete, meines begegnete ihr auch, und ich gab ihr ein rechtes platonisches Mäulchen. Sie erröthete, ich auch; ihr Auge wurde zornig, und ich war in Todesangst; ich wagte es also nicht mehr, und ich schränkte meine Leidenschaft, denn verliebt war ich, auf die stregste Ehrerbiethung ein. Sie wurde kaltsinnig, und was mein Unglück vollkommen machte, war, daß ein Erzstocknarr nunmehr meine Stelle einnahme, mit dem sie sich über meine Einfallt unter Lobsprüchen von den sinnlichen Ergötzlichkeiten recht herzlich lustig machte. Nicht wahr, Charlotte! ich kenne Sie? Meine dritte war Amalie, ein gutes einfältiges Kind, die bey jeder Schmeicheley, die ich ihr von ihrer Schönheit vorsagte, im ganzen Gesichte roth wurde, und mir eben das wieder vorsagte, womit ich ihre Reitzungen erhob. Sie versicherte mich, sie wäre mir gut, und das so treuherzig, daß ich ohnmöglich daran zweifeln konnte. Nun war ich glücklich, und

acht Tage darauf erfuhr ich, daß sie eine Braut sey. Fast wurde ich rasend; ich wollte Eifersucht erwecken, aber ich hatte zuvor noch nicht die wahre Liebe erregt. Das sind meine Schicksale. Bin ich itzt zu bedauren, meine Schönen! und gestehen sie es nur, habe ich nicht recht, daß ich auf ihr Geschlecht herzlich böse bin? Wer kan sich vor ihnen hüten.

Cloe reißt, weil in ihrem Vaterlande niemand mehr an ihr scheitern will, in fremde Städte, da breitet sie das Gift ihrer schönen Augen aus. Ganze Schaaren von Stutzern tanzen vor ihr herum; ganze Schaaren betrügt sie und reisset weiter. Emilie hat gelesen, sie schreibt vortreflich, redet wie ein Magister, heyrathet, und martert zween Männer zu Tode. Phillis ist streng, ein Kuß ist ein unvergebliches Verbrechen, und heimlich überläßt sie sich ihren Ausschweifungen, dazu sie einen Niederträchtigen erwählet hat. Chloris heyrathet; die ganze Welt beneidet die Glückseeligkeit ihres Mannes, und morgen ist er Hahnrey. Clarinde — — o ich würde niemals fertig werden. Lobs genug, mein schönes Geschlecht!

Aber warum flattern sie denn beständig um uns herum, meine junge Herren! wenn wir

so

so gefährlich sind? Zu ihrem Troste will ich ihnen sagen, meine Kinder! daß man, und wäre man schon hundertmal hintergangen worden, sich immer gerne noch einmal von ihnen betrügen läßt. Nein, ich habe unrecht, alle Mannspersonen müssen sie verehren, sie gehören zur besten Welt, und damit ich ihnen einen Beweiß von meiner Hochachtung gebe, so will ich morgen wieder an zu lieben fangen, um mich, und wie anders? betrügen zu lassen. Welches Mädchen wird es doch seyn? „Der ist wohl „ ein Narr, der selbst den Finger einem Vo„ gel vorhält, und sich beissen läßt.“

Ein jeder ist seines Glückes Schmid.

Ein jeder sollte seines Glückes Schmid seyn? Ja! wenn das doch wahr wäre, so würde Tullia eine Gräfin, Matz Canzleyrath und Bav würde auf den Schultern der Journalisten in den Tempel des Nachruhms getragen.

„ Je nun, höre ich jemand sagen: was „ verlangen Sie denn von einem Schmide? „ Haben Sie jemals einen Schmid gesehen, „ der aus Bley ein künstliches Handwerksge- „ räthe, oder aus Glas einen Bratenwender „ verfertigen können? Er muß sich nach der „ Materie, die er verarbeitet, richten, und „ dieses muß der Schmid seines eigenen Glü- „ ckes auch thun. Non ex quouis ligno fit „ Mercurius. Tullia kan keine Gräfin wer- „ den, denn sie ist von schlechten Sitten; Matz „ kan nicht Canzleyrath werden, denn er ist ein

„ ein Schöps; Bav kan den Beyfall der
„ Journalisten nicht erhalten, denn er ist ein
„ Sch ηierer.“

Aber, man hat doch — „Ich höre schon,
„ was Sie sagen wollen. Das sind Wirkun-
„ gen des Glückes und des Zufalles, derglei-
„ chen ausserordentliche Fälle heben aber die
„ Regel nicht auf. Wir haben im Natur-
„ reiche auch allerhand künstliche Sachen, die
„ man Spiele der Natur nennt. Sie sind
„ von keines Menschen Hand verfertigt. Aber
„ deßwegen bleibt ein Schmid doch ein Schmid,
„ wenn ihm gleich die Natur zu Zeiten ins
„ Amt fällt. Eben so kan es auch Fälle geben,
„ da Leute wider den gewöhnlichen Lauf der
„ Dinge etwas werden, was kein Mensch von
„ ihnen erwarten sollen; aber diese sind als
„ blosse Lusus Naturä anzusehen. Der Satz
„ bleibt dennoch richtig, daß ein jeder Mensch
„ seines Glückes Schmid sey, weil es nur auf
„ ihn ankommt, das zu werden, was nach sei-
„ nen Fähigkeiten aus ihm werden kan.“

Schon gut; das will ich glauben, wenn es erst keine Diener mehr giebt, die das zu seyn verdienten, was ihre Herren sind. Himmel! wie vielen guten Leuten würden wir Un-

recht

recht thun, wenn wir dies Sprüchwort als wahr annehmen wollten. Wir würden jeden redlichen Mann, der in geringen Glücksumständen lebt, beschuldigen, daß er entweder keine Fähigkeiten gehabt, oder welches noch schlimmer ist, sie schlecht angewandt habe. Wer wird wol unverschämt genug seyn, dieses zu thun, da sich ihm an allen Seiten Beyspiele zum Beweis des Gegentheils zeigen?

Womit hat der Iman Orosmann es verschuldet, daß er noch nicht Mufti geworden ist, da er mehr Frömmigkeit, mehr Klugheit besitzt, als sein vorgesetzter Achmet, und den Koran mit mehrerer Beredtsamkeit auslegen kan, als dieser? Doch ich brauche die Beweise nicht aus der Türkey herzuhohlen, da ich sie in der Nähe habe. Warum hat Alcest, der bey vieler Geschicklichkeit, und der emsigsten Verrichtung seiner Geschäfte in schlechten Umständen lebt, nicht eben so viele Einkünfte, als Philint, der lange Nächte schläft, und des Tages schmausset? Durch welche menschliche Klugheit konnte Dorant seinen Fall verhindern? Die Geschichte ist traurig und wahr; ich muß sie erzehlen:

Ein

Ein kleines Vermögen und seine Geschicklichkeit im Landhaushalte versprachen ihm ein gutes Auskommen, wenn er Gelegenheit fände, von beyden Gebrauch zu machen. Diese zeigte sich. Er pachtete ein Landgut und heyrathete Eudoxien, ein allerliebstes Mädchen, das klug, und, seltener Fall! eben so unschuldig als klug war. Beyde verdienten das beste Schicksal. Die Morgensonne traf ihn gemeiniglich schon auf seinen Feldern an, und Eudoxia war eben so früh beschäftiget, auf die Arbeit ihrer Mägde achtung zu geben. Nichts glich ihrer Freude, wenn sie einander des Mittags wieder sahen, und diese Freude macht ihre schlechte besetzte Tafel zu einem Gastmahle der Götter. Bey ihrem sparsamen Haushalte fanden sie nicht allein ihren Unterhalt, sondern sie fiengen auch an, nach und nach etwas von denen Schulden abzutragen, die sie bey ihrer Einrichtung hatten machen müssen, und eine noch bevorstehende reiche Ernde versprach ihnen, sie bald völlig davon zu befreyen. Diese Aussicht war der angenehmste Gegenstand ihrer freundschaftlichen Unterredungen. Doch man ist dann immer am mehresten in Gefahr, sich in seiner Hofnung getäuscht zu sehen, wenn man zuversichtlich etwas erwartet. In einer unglücklichen Stunde verwüstet ein Haagelwetter den grösten Theil ihrer Felder; kurz nachher raubt ihnen eine Seuche ihre ganze Heerde, die den

grösten Theil ihres Vermögens ausmachte, und darauf nahmen gierige Gläubiger das Wenige, was Hagel und Seuche ihnen gelassen hatten, zu sich. Nun hatten sie nichts, und ausser dem Kummer der Dürftigkeit, quälte sie noch der Gedanke, daß nur der geringste Theil ihrer Schulden bezahlt werden könnte. Dorant konnte das Leiden seiner Geliebten nicht länger aussehen, und entschloß sich, in einem entfernten Lande ein besseres Schicksal zu suchen. Er hatte nicht Muth genug, ihr diesen Entschluß anzukündigen. Er entfernte sich also heimlich, und gab ihr durch einen Brief Nachricht davon. Sie las ihn, und ihre durch Gram geschwächte zärtliche Constitution ward dadurch so erschüttert, daß sie in eine Ohnmacht sank, von der sie nie wieder zurück kam. Ich habe nicht erfahren können, wie es dem Dorant weiter ergangen sey und ob er von diesem Unfalle Nachricht erhalten habe. Wie wird der Unglückliche erschrecken, wenn er vielleicht einst mit freudigen Schritten zurück kommt, um seiner Gattin eine angenehme Nachricht zu bringen — und dann hört, daß sie nicht mehr ist. — Doch ich wende mein Gesicht von dieser rührenden Scene hinweg, und frage meine Leser, ob Dorant der **Schmid seines Glücks** gewesen sey?

Das Sprüchwort, von dem ich rede, hört man am meisten aus dem Munde glücklicher Leute. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn sie denken können, daß die Erfüllung ihrer Wünsche blos eine Folge ihrer Geschicklichkeit und ihrer schlauen Bemühung sey, und daß andere blos darum weniger glücklich sind, weil sie weniger Verdienste haben. Wie dürften sie sonst so stolz auf ihre Reichthümer, auf ihren Rang seyn, wenn sie einsähen, daß das ganze Gebäude ihrer Glückseeligkeit, daß sie so gerne den Augen der Welt zeigen, blos das Werk eines ungefähren Zufalles sey? Wie viel würde das, worauf sich itzt ihre ganze Ehre gründet, von seinem Werthe verliehren, wenn es nicht mehr einen Beweis ihrer Klugheit abgeben sollte?

Wenn wir nur etwas auf die Art Achtung geben, wie große Leute entstehen, so finden wir, daß sie ihr Glück nicht sowol schmiden, als es durch andere schmiden lassen. Der junge Mensch, dem empor geholfen werden soll, würde gewiß wenig ausrichten, wenn er sich auch zu Tode quälte. Er thut also am besten, daß er sich nicht vergeblich bemühet. Unterdessen, daß er sich frisiren läßt, oder auf einem Balle

Er-

Eroberungen macht, arbeiten Eltern, Oncles, Vettern und Muhmen für ihn mit besserm Erfolge. Der eine zieht den Blosebalg, der andere hämmert, und der dritte trägt Metall herbey. Wenn endlich das wichtige Werk zu Stande ist, so besieht sich der neu geschaffene große Mann im Spiegel, und wundert sich, daß Menschen Hände so etwas aus ihm haben machen können. Ja, wenn er recht einfältig ist, so sagt er wol gar: „Das habe ich meiner „Klugheit zu danken; da seht an mir, daß „ein jeder seines Glückes Schmid sey.“ Er ist es eben so, wie das zur Bürgermeisterwürde erhobene Pferd des **Caligula** seines Glückes Schmid gewesen seyn konnte.

Mann stelle mir nicht die Beyspiele derer entgegen, die sich durch ihre eigene Unbesonnenheit oder Laster unglücklich gemacht haben. Ich weiß es, daß **Callistus** einen ansehnlichen Posten verlohren, weil er sich bestechen lassen; ich weiß es, daß **Melinde** itzt beynahe verhungert, weil ihr Mann, an dem sie eine Untreue begangen, sie von sich gejagt; ich weiß es, daß **Cyrill** seine itzigen schmerzhaften Krankheiten, die ihm das Leben verbittern, blos den Ausschweifungen seiner Jugend beyzumessen hat.

 Allein

Allein diese Beyspiele beweisen nichts. Jeder Mensch kan sein Glück verderben, aber wer wird den für einen Schmid halten, der blos etwas verderben, aber nichts machen kan?

Ich habe noch nie gehört, daß jemand es seiner Klugheit beygemessen habe, wenn ihm der gröste Gewinn in einer **Lotterie** zu Theil geworden. Die Welt ist auch eine große Lotterie. Alle Menschen sind die Interessenten. Ihre Handlungen sind der Einsatz. Reichthümer, Ehre, Vergnügen, sind die Gewinne; Armuth, Verachtung, Beleidigungen und ein schimpflicher oder schmerzhafter Tod sind die Nieten. Diese Lotterie wird mit der grösten Unpartheylichkeit gezogen. Der Mann von Verdiensten kan eben sowol eine Niete erhalten, als der Taugenichts. Ein ehrlicher Mann kan, nach dem Ausspruche dieser Lotterie, Richter werden, und ein Schelm an den Galgen kommen, aber es kan auch der umgekehrte Fall eintreten. Denenjenigen meiner Leser, denen diese Vergleichung zu hart scheinen möchte, muß ich sagen, daß die Welt größer sey, als Deutschland, und daß es nicht allenthalben so ordentlich zugehe, als in ihrem Vaterlande. Die Geschich-

schichte zeigt uns Beyspiele genug von geehrten Lasterhaften, und Martyrern der Tugend und der guten Sache, und es fehlt auch noch itzt in verschiedenen entfernten Ländern nicht daran. Das Beyspiel eines Calas ist zu bekannt, als daß ich es anführen sollte.

Es giebt bey Hazardspielen gewisse Künste, wodurch man sein Glück verbessern kan; diese werden auch von einigen im gemeinen Leben angewandt. Wir haben in allen Ständen solche **Künste, sein Glück zu verbessern**, von denen meine Leser in **Hönns Betrugslexiko** eine ausführliche Nachricht finden können. Sollten nicht diejenigen, die diese meisterlich auszuüben wissen, für wahre Schmide ihres Glückes zu halten seyn? War nicht **Claudus** der Schmid seines Glücks? Er hatte in seiner Jugend nichts; er hatte keine angesehene Anverwandte, die ihm zu Ausführung seines grosen Plans behülflich seyn konnten. Er arbeitete allein, er ließ eine ganze Armee zu Zeiten Noth leiden, tödete Menschen und Vieh mit dem schlechten Proviante, den er lieferte und brachte dadurch das unermeßliche Vermögen zusammen, das er itzt besitzt. War nicht **Johann** der Schmid sei-

seines Glückes? Er war sonst Laquay, und bekleidet itzt einen angesehenen Posten, den er blos dadurch erhielt, weil er seine Frau beredete, seinem Gönner gewisse kleine Gefälligkeiten zu erweisen. War nicht Bathyl ein Meister in dieser Kunst? Er besitzt Landgüter, Häuser und eine Tonne Goldes an baarem Gelde. Alles dieses hat er sich selbst verschafft. Er schob ein falsches Testament unter, worinn ihn seine Tante zum Erben einsetzte, und gab ihr, damit sie nicht vielleicht noch selbst ein anders machen möchte, eine gewisse Arzeney, die in zween Tagen ihren Tod beförderte.

Fort mit den Kerlen! Ehrliche Leute werden sie nie für zunftmäßige Amtsgenossen erkennen, und unsere lieben Alten dachten viel zu gut, als daß sie diese Künste durch ein Sprüchwort hätten empfehlen sollen.

Doch ich habe mich lange genug bey dem aufgehalten, was man unter diesem Sprüchworte nicht verstehen können; es ist hohe Zeit, daß ich nun auch den **wahren Verstand** desselben zeige.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß unsere guten Vorfahren nicht so klug gewesen sind, als wir, uud daß erst zu unsern einsichtsvollen Zeiten die menschliche Vernunft zu ihrer rechten männlichen Stärke gelangt sey. Hieraus ist leicht abzunehmen, daß sie auch von der Glückseeligkeit nicht so feine Begriffe gehabt haben werden, als wir. Ihre Einfalt war so gros, daß sie alle die Dinge, die wir als wesentliche Stücke des Glückes ansehen, kaum dem Namen nach kannten. Sie wußten nicht, was Titel, Equipage, glänzende Schlösser, Souppees und Gunst der Fürsten für Dinge waren. Wenn ihnen ja auch Fremde etwas von ihrer feinen Lebensart erzehlten, so sahen sie solche mit bäuerischer Verachtung an. Sie konnten daher unmöglich unter dem Namen **Glück** eben das verstehen, was wir damit anzeigen wollen **Epkow von Repkow** meint zwar, daß dieses Sprüchwort aus der lateinischen Sprache entlehnt sey; und sie hat auch, die Wahrheit zu gestehen, ein ähnliches quilibet fortunae suae faber; allein der Glossator setzt hinzu, daß dieses schon zu den Zeiten der ersten Römischen Könige aufgekommen und selbst von den Lateinern zu den Zeiten des Augustus nicht recht mehr verstanden sey. Die ersten Bewoh-

ner Roms waren aber, wie bekannt ist, nicht im mindesten klüger, als unsere alten Deutschen. Ein Mann, der den glänzenden Posten eines Feldherrn bekleidet hatte, war so niederträchtig, daß er nach geendigten Kriege selbst wieder pflügte, oder am Feuer Rüben briet; ja er besas so wenig Welt, daß er die ihm von einem benachbarten Fürsten angebotenen ansehnlichen Geschenke, wovon er ein vortrefliches Diener hätte geben können, verächtlich ausschlug. Nach ihren eingeschränkten Begriffen gehörte nichts weiter zu einem glücklichen Leben, als dasjenige, was bey uns kaum dem geringsten Bettler fehlt: So viel von einer gesunden Speise, als zur Sättigung hinreichte; ein Kleid, das den Kürper deckte, und vor Kälte schützte und eine dauerhafte Gesundheit. Einem Menschen, der Lust zu arbeiten hatte konnten die beyden ersten Stücke nicht leicht fehlen, und das dritte erwarb er sich bey Gelegenheit mit. Sie brauchten keine Kammerdiener und Zofen, denn sie hielten dafür, daß man von keinem Menschen besser bedient werde, als von sich selber, und ihre Toilette war so compendieux eingerichtet, daß sie bey ihrem Anzuge keiner Aufwartung bedurften. Sie hatten keine Porteurs, weil sie selbst gute Beine hatten,

ten, und es für die gesundeste Bewegung hielten, wenn man auf seinen eigenen Füsen gienge. In großen Pallästen wohnten sie auch nicht, denn alle Hausgenossen waren vertraute Freunde und vertrugen sich sehr gut in einem Zimmer. Der, welcher die gröste Anzahl rühmlicher Thaten aufzuweisen hatte, war ihnen der glücklichste, und auch von dieser Glückseeligkeit konnte ein jeder wenigstens einen Theil erlangen. Konnte der Geringe kein Heer zur Vertheidigung des Vaterlandes anführen, so konnte er doch vielleicht einen Bürger vom Untergange erretten, und dieses war ihnen beynahe eben so verdienstlich. Man brauchte also damals die Glückseeligkeit nicht von seinen Vorfahren zu erben, oder von gnädigen Gönnern zu erbetteln. Ein jeder konnte sie ergreifen, wenn er nur wollte, und sie hielten also mit Recht dafür, daß ein jeder **Mensch seines Glückes Schmid** sey.

Doch itzt ist es anders. Itzt gehören unendlich viele Dinge zur Glückseeligkeit, die man sich nicht selbst geben kan. Wer blos gesund, fleisig, ehrlich ist, und sein Auskommen hat, bleibt noch immer ein verächtliches Mitglied der menschlichen Ge-

 sell-

sellschaft. Man muß einen gewissen Rang behaupten; man muß einen Aufwand machen können, der noch über diesen Rang ist; man muß Sachen anschaffen, die man nicht braucht; Bediente halten, die einem Verdruß machen, und Leute bewirthen, die man nicht leiden kan. Wer alles dieses kan, der ist erst glücklich und ob man das Vermögen hierzu erhalten werde, das muß man vom Zufalle erwarten. Unsere Vorfahren hatten also zwar recht, wenn sie behaupteten, daß ein jeder seines Glückes Schmid sey, aber da die Begriffe von der Glückseeligkeit sich seitdem so sehr geändert haben, so muß man itzt die Kunst, sein Glück selbst zu schmiden, unter die verlohrnen Künste zählen.

Wer nicht mit macht, wird aus- gelacht. (*)

Die pracktische Wahrheit dieses alten Sprüchworts bemerke ich gar oft in dem itzigen Verhalten der Weltbürger, und es scheint, als ob dieses Vorurtheil ein dicker Deckmantel aller Laster, Bosheiten und Ausschweiffungen sey. Fast alle menschliche Gesellschaften und Verbindungen vereinigen sich zu einer Absicht, deren hauptsächliches eine eifrige Beförderung der Untugenden ist. So tadelhaft auch dieses Urtheil einigen lauten möchte, so gewiß ist es.

Seitdem in den Gesellschaften die Ceremonien zu sehr eingerissen sind, seitdem hat es die Verstellung eingeführt, daß unserer Einbildungskraft und unsern Sinnen die Sachen an- ders

(*) Ich habe zwar diesen Aufsatz unter den Papieren meines Vaters gefunden; ich vermuthe aber selbst, daß er ihn nicht abgefaßt habe.

ders vorgebildet werden, als sie mit dem Verstande übereinstimmig sind. Ceremonien sollten Zeichen seyn, die uns bey gewissen Unternehmungen zu einer Erkenntniß des Vorsatzes führen sollten, damit wir dadurch bewogen würden, das Anständige von dem Verwerflichen zu unterscheiden. Diese Ceremonien könnten auch die Gedanken in uns leicht erwecken, wenn sie die Merkmaale vollkommener Zeichen hätten. Aber nach der allgemeiuen Gewohnheit werden Nebengedanken dadurch befördert, welche den Hauptgedanken zuwider sind. Die Ceremonien werden nur alsdann Hülfsmittel zur Erweiterung der Tugend seyn, wann sie den Sinnen Gelegenheit und unumstößliche Gründe zur Beförderung darbieten; wann wir in ihnen ein solches Bild erblicken, welches uns entweder die Bestrafung des Bösen vorstellt, oder das Häßliche eines Menschen erinnerlich macht, welcher ähnliche Ausschweiffungen begangen hat. Solche Ceremonien wären geschickt, uns in dem Guten zu bestätigen. Diese regelmäßige Zeichen würden die Menschen am schönsten bewegen, den Hindernissen zu entgehen, welche gemeiniglich in bürgerlichen Gesellschaften der Erlangung der Tugend gesetzt werden und nur zum Bösen versuchen. Unter der heutigen Verfassung fällt es schwer, solchen Versuchungen auf eine anständige Art zu entgehen. Es werden uns bey den meisten

Visiten scheinbare Gründe angegeben, welche in uns eine Begierde zur Ausübung des Bösen erwecken. Die Vorstellungen werden angenehm eingekleidet, man häuft die Ausgeschmückten Bewegründe, die uns das verwerfliche der Handlungen auf einer guten Seite vorstellen, unsere Ueberlegung entkräften und uns in das Netz des Untergangs locken.

Der größte Hauffe der itzigen Weltbürger beurtheilt die Vollkommenheiten anderer Menschen nach einem äusserlichen Schimmer, der in die Augen fällt, und sind zunachläßig, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Sie widmen demjenigen die größte Ehrfurcht, den das blinde Geschick, die Gnade der Grossen im Volk, die beträchtliche Verlassenschaft der Eltern, eine tollkühne That, eine niederträchtige Vermählung, über die Tugendhaften erhöhet hat, so lasterhaft sein Herz auch ist. Derjenige wird hingegen unterdrückt und verachtet, welcher das beste Herz nicht mit dieser äusserlichen Schminke der Welt anpreissen kan; jedermann ist gegen seine edlen Verdienste aufgebracht; in Gesellschaften wird von seinem Verhalten mit den verächtlichsten Ausdrücken gesprochen, und seine Tugend muß eine Einfalt seyn, welche von dem blöden Verstande zeuget. Wer unter den Anwesenden die Ehre des Verkleiner-

kleinerten retten und die wahre Gestalt der Tugend entdecken will, der wird von der ganzen Versammlung verspottet und ein Thor genannt.

Was ist gewöhnlicher, als daß Sonntags nach vollendetem Gottesdienst in öffentlichen Zusammenkünften der Vortrag des Predigers beurtheilt wird? Es darf nur ein Mann von Ansehen den Anfang dieser Beschäftigung machen, so wird jedermann seinem Ausspruch beypflichten, er mag gegründet seyn oder nicht. „Es „war heute eine erbärmliche Predigt; ich weiß „nicht, wo der Mann hingedacht hat; er „muß gar nicht studirt haben ꝛc.“ Diese Ausdrücke werden durch den ganzen Saal erschallen; jeder wird etwas zu tadeln wissen, ohngeachtet die meisten in etlichen Wochen die Kirche nicht besucht haben. Das Ansehen eines einzigen Mannes ist so mächtig, daß sich niemand wagt, ihm zu widersprechen und die Ehre des unschuldig beleidigten Nächsten zu retten. Man würde diejenigen nur verlachen, welche von der Hoheit eines geistlichen Redners, von den tugendhaften Eigenschaften der verkleinerten Person, von dem Fleisse, den die verworfene Predigt erfordert hätte, von dem Unerwarteten in seinem Vortrage reden wollten. Man würde ihn einen Thoren, einen Mysanthrop, einen Heuchler, einen Pietisten schim-

schimpfen. Noch unerträglicher würde es fallen, wenn wahre Verehrer der Tugend als stumme Personen ihr Mißfallen bezeugten. Diese müßten gar nicht zu leben wissen. Unter diesen Umständen werden viele tugendhafte Gemüther zurückgehalten, auf dem guten Wege zur Glückseeligkeit weiter fortzugehen.

Nichts setzt der Ausübung der Tugend mehrere Hindernisse, als die Gesellschaften, worinnen alles nach einem verführerischen äusserlichen Scheine beurtheilet wird. Nach der gemeinen Meinung bringen etliche Dinge dem Menschen Ehre, welche schon an sich betrachtet, die gröbsten Ausschweiffungen sind. Ein tugendhafter erzittert, wenn er in Gesellschaften gemischt wird, wo man übernatürlich zecht, den Körper entkräftet, und das Gemüth beunruhiget. Er wird genöthigt, dem Beyspiele so vieler Männer zu folgen, die einen guten Schein ihres Verhaltens haben. Er würde seine Tugend schwächen, wenn die Beweggründe der Versammlung ihn zur Nachahmung bereden könnten. Die Ruhe des Gemüths ziehet er ihrer Freundschaft vor, und der Ruhm eines Zechbruders ist ihm zu gering. Lieber mag ihn die Welt verlachen. Nur Narren und Lasterhafte werden ihn verspotten, wenn er seine Tugend nicht beflecken will.

Zu dieser Ueberwindung angebohrner Schwachheiten wird die größte Standhaftigkeit erfordert. Wie leicht können wir verführt werden, unsere Pflichten gegen unsern Nächsten zu vergessen, wenn er etwan unser Feind ist? Jedesmal scheinen die Handlungen angenehm, wodurch der Nächste beleidiget wird, und wir empfinden gemeiniglich zu spät, wie viel wir uns selbsten dadurch schaden. Es ist wahr, unsere Feinde sind bemüht, unsere Vollkommenheiten zu schwächen und deren Anwachs zu verhindern. Der Lauf der Welt und die erste Eingebung unserer Vernunft sucht uns auch von der Verbindlichkeit frey zu sprechen, nach welcher wir unsere Feinde mit Ernst lieben und in uns eine wahre Freundschaft gegen sie erwecken sollen. Derjenige wird ein Ehrvergessener gescholten und verachtet, welcher keinen Haß, keine Rache gegen den ausübt, der ihn beleidigt. Aber ist derjenige ein Liebhaber der Tugend und ein wahrer Menschenfreund, welcher seines eigenen Vortheils wegen die Beförderung der Vollkommenheiten seines Nächsten unterläßt, da er doch Gelegenheit und Vermögen genug hätte, sich bey seinen Unternehmungen um die Wohlfahrt des Nächsten zu bekümmern? Müssen wir nicht unsere Bequemlichkeit zum Vortheil aller Menschen aufopfern? Müßten wir nicht eine Begierde haben, die Vollkommenheiten unserer Feinde

zu vermehren, wenn es die Religion auch nicht so ausdrücklich befohlen hätte? Nur der Umgang mit rohen Menschen, und tief eingewurzelte Vorurtheile hindern uns in der Ausführung dieser Pflichten.

Es giebt einige Dinge in der Welt, welche zwar gleichgültig sind, die aber doch auf gewisse Art dem Tugendhaften in der Ausübung der Tugend nachtheilig seyn können. Er darf sich nur von dem Gebrauche der äusserlichen Dinge falsche Begriffe machen und sie zu bösen Absichten anwenden, so wird ihn dieser Mißbrauch auf irrige Wege leiten. Ich rechne dahin die Gesellschaften, die Kleidungen, das Tanzen, das Spielen, das Scherzen, das Verhalten bey traurigen Begebenheiten ꝛc.

Menschliche Gesellschaften haben den größten Einfluß in die Erweiterung unserer Vollkommenheiten, und der Mangel eines freundschaftlichen Umganges verwandelt uns in finstere Mysanthropen. Wenn wir immer in dem Zimmer eingesperrt leben, so verläßt uns endlich die Lebhaftigkeit; wir werden unfähig, regelmäsig das Verhalten der Bürger einer grossen Welt zu beurtheilen; wir gelangen niemals zu dem höchsten Range der Freundschaft; wir

erhalten keine Gelegenheit, unsere heimlichen und öffentlichen Feinde zu bessern; wir gerathen in eine Eigenliebe die schwer zu vertilgen ist. Ohne Gesellschaften gewinnen wir niemals die Fähigkeit, das Gemüth der andern auszuforschen und vergessen uns selbsten. Dies hat jene Moralisten bewogen, so viele Bände, in edler Schreibart abzufassen, die uns zum öftern Umgange mit Menschen von verschiedenem Geschlechte und Stande auffordern. Eben diese Männer geben uns die nützlichsten Maasregeln, mit welcher Behutsamkeit man in zahlreiche Versammlungen gehen soll, sich beträchtliche Vortheile zu erwerben. Es ist eine elende Absicht, so lange uns nur prächtige Schmausereyen, angestellte Bälle, neumodische Trachten, ein freyes Bezeigen, Gespräche, welche beleidigen, und andere Kleinigkeiten in die Zusammenkünfte rufen. Unter diesem Gesichtspunkte verliehren sie das Nützliche, welches in ihnen herrschen sollte.

Schon die niedrigsten Personen handeln wider die wahre Absicht der Gesellschaften, seitdem der Pöbel den Standespersonen in dem Fehlerhaften nachfolgt. Der Bauer arbeitet durch die ganze Woche unverdrossen. Ihm winket die Morgenröthe zum Pflug, zur Sichel, zum Dreschflegel, und der Abend wird,

wie die Nacht, angewendet, daß sein entkräfteter Körper zur morgen bevorstehenden Arbeit wieder gehärtet werde. Nur Sonntags sucht er in den Bierhäusern eine gesellige Veränderung, und vertilgt den guten Saamen, welchen der Prediger in sein Herz streuete. Er säuft, er spielt, er flucht, er zankt, und öfters kommt es zum Treffen mit Gläsern.

Personen, welche zu oft nach den Kaffeehäusern und Billarden lauffen, verrathen eine ähnliche schlechte Absicht. Das erlaubte Vergnügen verschwindet unter der Gewohnheit, so bald Gewinnsucht und nachtheilige Gespräche zum schädlichsten Zeitvertreib rufen. Es giebt Städte, worinnen derjenige nicht für galant gehalten wird, welcher sich solchen Zusammenkünften entzieht, in denen doch die gute Beschaffenheit des Gemüths auf die verführerische Bahn zu Ausschweifungen geleitet wird. Die Hindernisse, welche zu Beförderung der Tugend sollten weggeräumt werden, sucht man daselbst mächtiger zu machen, und ich halte es für unmöglich, daß solche Gesellschaften glückliche Pflanzschulen guter Sitten seyen.

Vielleicht sind die Visitten, welche Freunde einander widmen, von diesen Beschuldigun-

gen ausgeschlossen? Vielleicht sind diese die bequemste Mittel, durch die man wetteifferund die Tugend erlangen kan? Vielleicht äussert sich da eine Begierde, durch Anwendung seiner Vollkommenheiten auch das Beste anderer zu befördern? Dies könnte geschehen, wenn Eigennuz, Schmeicheley und Verleumdung vor dem Zimmer abgelegt würden, wie man vor der Thür den Unflat von den Schuhen abstößt. Wo sind Freunde, welche kein Eigennuz blendet; welche mit Nachsetzung ihres eigenen Vortheils die Volkommenheiten des andern erweitern? Die Geschichte fast vergessener Zeiten nennt uns nur einige Beyspiele und neuere Schriftsteller verstummen hier. Ist nicht der Mangel einer ächten Liebe gegen die Freunde ein triftiger Beweis, daß das Herz des Menschen noch ganz von der Tugend entfernt sey? Dieses eigennüzige Bezeigen verleitet die Weltbürger zu einer geschminkten Freundschaft, wo sich die Begierde, liebreich zu seyn, von unserer Unbequemlichkeit abschrecken läßt, und kaum den Schein einer wahren Freundschaft hat. Solche Schmeichler kennen die Tugend nicht, und der Umgang mit ihnen kan uns verblenden. Ihre Gespräche sind ein zartes Gift, welches sich in unser Herz senkt, und es ganz von der wahren Glückseeligkeit abführt. Diejenige Versammlungen sind noch gefährlicher, wo die Schmeichelen unser Gemüth gegen den

andern

andern aufwiegelt, und den Nächsten als unsern heimlichen Feind schildert. Oft können uns solche erdichtete Erzehlungen in Wuth setzen; wir verlassen die Tugend, wir kämpfen wider unsere eigene Wohlfahrt, und suchen rachgierig dem Böses zuzufügen, der uns beleidiget hat. Wie selten werden wir von der Großmuth regiert, daß wir die Gelegenheit verabscheuen, unserm Feind zu schaden. Er ist uns einmal abgebildet worden, als unser heimlicher Feind, dessen Begierde wir bey seiner Verstellung nicht widerstehen können, und ob er gleich nach seinem äusserlichen Bezeigen unser Freund zu seyn scheinet, welcher sich anstellt, unsere Vollkommenheiten zu erweitern, so pflegt dies gemeiniglich den Haß gegen ihn mehr zu reitzen.

An Höfen könnten die Vollkommenheiten am herrlichsten wachsen, wenn nicht Verstellung und Betrug hinter den Tapeten verborgen wäre, und bey Assambleen ungehindert herumschweifte. Man setzt in der übertriebenen Höflichkeit den Begriff von der Tugend, und versäumt die nöthige Beobachtung solcher Pflichten, die unsern Geist allein stark machen, das Gute und Lobenswürdige auszuüben. Eine ungewöhnliche Anwendung seiner besondern Neigung verbannt die Aufrichtigkeit. Etliche

vorgesagte Schmeicheleyen, pöbelhafte Urtheile von Gott, der Religion, von auswärtigen Reichen, von schlechten Bürgern, von den neuesten Zeitungen u. d. m. sind die angenehmsten Belustigungen, welche leicht in den Irrgarten der Laster führen.

Alle Gesellschaften können also durch eine unanständige Anwendung dem Wachsthum der Tugend die größten Hindernisse setzen. Viele empfinden mit einer Ueberzeugung diese schädlichen Folgen; sie suchen auch solchen Zusammenkünften zu entgehen, so lange der Wohlstand nicht darunter leidet. Doch die Mode muß beobachtet werden. **Wer nicht mit macht, wird ausgelacht.**

Es sind noch mehrere Gesellschaften, die zu Erweiterungen der Vollkommenheiten zwar bestimmt sind, aber öfters ihren Werth durch ein niederträchtiges Bezeigen nach dem allgemeinen Vorurtheil verdunkeln. Die Börsen sind in grossen Handelsstädten gewisse Gebäude, wo die Kaufleute zusammen kommen sich ihrer Geschäfte wegen zu unterreden. Nach der Absicht ihrer Stiftung sollte man beträchtliche Vortheile hoffen. Die Erfahrung mag bezeugen,

ob

ob nicht Eigennutz und Gewinnsucht die Gemüther beherrschen.

Auf niedern Schulen sollte biegsamen Herzen der wahre Pracht der Tugend eingeprägt, und ein Abscheu vor das Laster erweckt werden. Diejenigen Lycea blühen nur erwünscht, wo ein patriotischer Eifer die Lehrer anfeuert, alles zu Ausführung dieser Absicht anzuwenden. Kaum sind die Untergebenen zu einigen Jahren gelangt, so erstickt der gute Saame, der noch keine Wurzeln geschlagen hatte. Ein gar zu liebreiches Verhalten der Präceptoren ist eben so nachtheilig, als die pedantische Wuth, wenn ein henkermäßiger Orbil mit dem Stock alle Gemüther erobern will. Beide Lehrarten pflanzen jungen Seelen die Triebfedern zur Bosheit ein. Hauptsächlich tobet die Jugend auf solchen Gymnasien, wo man zu viele Freyheit verstattet, ehe den Bürgern die wahre Begriffe von dem Guten und Verwerflichen vorgesagt worden, nach welchen sie ihre Handlungen beurtheilen könnten. Solche Personen schweifen alsdann mit einer wilden Freyheit unverschämt herum, die Bosheit ist zügellos, und alle Arten von Vergehungen sollen ihren Ruhm erhöhen. In Gesellschaften sind sie entweder leblosse Maschinen, welche kein gesetztes Gespräch führen können, da ihr Kopf

dem wüsten und leeren Arabien ähnlicht; oder sie zerstreuen durch ihr elendes Gewäsche die ganze Versammlung. Kommen solche kleine Geister auf Universitäten, wo kein Zwang herrschet, und dennoch gesittete Studenten sind, so ist das Lächerliche solcher aufgeblasenen Thoren gar zu sichtbar; wenigstens wird die schmeichlerische Larve von ihrem Gesichte gerissen, und ihr Kopf mit einer scharfen Lauge gewaschen.

Die eigentliche Akademische Geselligkeit bietet den Tugendfreunden die schönste Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Vollkommenheiten an. Die Gleichheit unter den studirenden Bürgern weiß nichts von dem Zwange, der wegen des Ranges in andern Gesellschaften beobachtet werden muß. Eine edle Offenherzigkeit entdeckt die Fehler und in allen glühet ein Eifer, die theoretischen Wahrheiten, welche ihnen von treuen Professoren vorgesagt werden, zum Wachsthum der Tugend auszuüben. Man bemüht sich die Eigenliebe, den Stolz und das schläfrige Wesen gänzlich auszurotten, und dies edelmüthige Bezeigen lockt oft einige tausend in so wohl angelegte Pflanzstädte des Guten. Man versammlet sich daselbst, und zwey bis drey Jahre müssen uns geschickt machen, unsere Vollkommenheiten auf ewig zu erweitern.

weitern, und das Glück des Nächsten, ja öfters ganzer Staaten zu befördern. Freylich wird die Begierde, tugendhaft zu leben, von den Schoosjüngern des Lasters vermindert, und die Gesellschaft solcher Weichlinge kan den guten Grund ganz zertrümmern. Nur wenige sind so standhaft, wie die Gesellen des Ulysses, daß sie ihre Ohren vor dem betrügerischen Gesange der Syrenen verstopften.

Die Gesellschaften, welche Soldaten unter sich haben, sind nicht ohne moralische Vortheile; durch den Umgang mit der Welt verliehren sie das blöde Wesen, und so bald sie von klugen Officieren regieret werden, so bald wird ihr Trieb nach groben Lastern eingeschränkt. Die scharfe Kriegszucht soll das Wachsthum ihrer Vollkommenheiten befördern, und es finden sich auch ganze Armeen, wo ein glühender Eifer zur Ehre des Anständigen hervorleuchtet. Kan aber der Mißbrauch ihrer Einrichtung nicht Gelegenheit zu vielfachen Vergehungen darbieten? Sie dürfen nur einige Zeit im Felde gegen barbarische Trouppen kämpfen; sie dürfen nur von Generalen beherrscht werden; die kein Gefühl zur Tugend empfinden, so verliehren sie die guten Eigenschaften; ja, sie übertreffen die türkische Nation an Grausamkeit und Bosheit. Sie sind alsdann auf-

gebrachten Wespen gleich, welche die Unschuld verfolgen und ihren Stachel niemals zurück halten. Ihr Mund durchstürmt den Himmel mit gotteslästerlichen Fluchen und verspottet denjenigen, welcher in einer Hand den Degen und in der andern die Bibel hält; welcher eine Ehrerbietung gegen Gott und die Religion verräth. Oft gehen sie einem gewissen Tode entgegen; Eine Bombe, eine Kanonenkugel reißt ihre Mitbrüder von ihrer Seite weg; das vergossene Menschenblut rieselt in Bächen dahin.

Dann kommt er abgedankt und arm, nach wenig Jahren
In kläglichem Triumph, als Krüppel heimgefahren.

Freyherr von Canitz.

Man ist stark und mächtig gegen leibliche Feinde und verwickelt sich in unnöthige Händel: Sollte man nicht alle Tapferkeit zum Umsturz des Lasters anwenden?

So vortheilhaft auch die Reissen in fremde Länder sind: so nachtheilig können solche für

die

die Tugend ausfallen. Diejenigen sind Thoren, welche in entfernten Zonen steinerne Merkwürdigkeiten betrachten, nichtswürdige Raritäten und halb vermoderte Alterthümer aufkaufen, und die ausgeleerte Koffers mit solchen anfüllen. Diejenige sind Thoren, welche sich in Gefährlichkeiten begeben, das Unverschämte und Leichifertige der französischen Sitten und die allzueingeschränkte Lebensart der Italiener zu erlernen. Durch die Untersuchung so vieler Staatsverfassungen, Gebräuche, Meinungen, Gesetze und Sitten wird allein eine Erfahrung erlangt, woran jederman nach glücklich vollbrachter Reisse freudigen Antheil nimmt.

Wie, wenn vom goldnen Ganges
Strande
Ein schwer beladnes Kaufmannsschiff
Zum sehnsuchtsvollen Vaterlande
Mit aufgezognen Segeln lief;
Wie da mit frohem Lustgedränge
Der Antheil theure Beuten sah,
So jauchzt der Freunde reiche Menge:
Der Reissende sey wieder da!

Solche Jubelgesänge erschallen nicht nur, weil er so vieler leiblichen Gefahr entgangen ist,

sondern

sondern sie bezeugen auch die Zufriedenheit, daß die abwechselnde Reissegesellschaft sein gutes Herz nicht verändert, sondern seine sittlichen Vollkommenheiten merklich erweitert hat. Wie viel traurige Beyspiele schweben uns nicht vor Augen? Wieviel kan eine verruchte Person nicht wirken, in deren Begleitung wir unvermuthet gerathen? Postillions, Knechte und Matrosen sind überdies rohe Menschen.

Die häuslichen Gesellschaften haben den größten Einfluß in die künftige Glückseeligkeit. Der beste Mann darf sich nur nach der Gewohnheit eine Gattin antrauen lassen, die bey ihren Glücksgütern stolz und unverschämt ist: so setzt er seiner Tugend die größten Hindernisse. Er kan die Pflichten eines Vaters bey der Kinderzucht niemals erfüllen; Er kan seinen Bedienten keine Gesetze vorschreiben, welche ein ordentliches Verhalten zur Absicht haben; Er ist unglücklich. Ist nicht die Quelle dieses Elendes in seiner Heyrath aufzusuchen? Würde er seine Zufriedenheit so zerstreuet haben, wenn er das allgemeine Vorurtheil bey der Wahl verlassen hätte und seinen eigenen Trieben gefolgt wäre? Nun beneidet er zuspät das Glück eines Mannes, der durch Maasregeln der Klugheit diesem kläglichen Zufalle entgangen ist; der sich mit seiner Gattin wetteiffernd um

das Wachsthum der Tungend bemühet, der gesittete Kinder hat, der auch die Vollkommenheiten seines Gesindes befördern kan; der Herr in seinem Hause ist.

Ich bin wider Vermuthen in meinen Betrachtungen über die menschlichen Gesellschaften weitläuftig geworden, und werde nun kürzer von andern gleichgültigen Dingen reden, die uns bey einer ungeprüften Anwendung schädlich seyn können, und wohin auch die Kleidungen, das Tanzen, das Spielen, das Scherzen, das Verhalten bey traurigen Vorfallenheiten zu rechnen ist.

Niemals sind Gesetze eifriger beobachtet worden, als diejenige, welche die Mode bey der Kleidertracht vorschreibt. Es darf nur ein Deutscher Schneider das Maas im Schnitte verderben, so giebt er solches für etwas neues von Paris aus und findet bald genug Beyfall. Blos die Mode ist so gebieterisch, daß sie die wesentliche Absicht der Kleider vermindern kan.

Die Luft ist ein veränderliches Element, und ihr Zustand kan öfters Unvollkommenheiten in unserm Körper wirken. Der Bau unserer

Maschine wird in eine Unordnung gebracht, wenn die Hitze, die Kälte, die Feuchtigkeit, die Dünste, die Luft die Theile unsers Leibes angreiffen und schwächen. Wider diese Abwechselung müssen wir das Gebäude unserer Glieder durch errichtete Wohnungen und durch geschickte Kleider beschützen. Sollen die Kleider ein Mittel seyn, das Leben des Leibes zu erhalten und dessen Kräfte zu stärken; so sind solche Kleider nur beyzubehalten, durch deren Gebrauch wir die schädliche Wirkung der Luft bey ihrer Veränderung hindern können. Es ist ganz wider die wesentliche Absicht, wenn die Kleidung nicht bequem ist, uns vor der Kälte oder Hitze der Luft zu bedecken; es ist eine Thorheit, daß wir oft solche Arten der Kleider erwählen, die nach ihrer Erfindung dem wahren Endzweck entgegen sind, und einige Unvollkommenheiten unsers Leibes verursachen. Herr Anselmo ist ein Thor, so lang er bey harten Wintertagen in einem leichten Sommeranzuge stolz daher geht; er ist eben so thöricht in seinen Handlungen, als Mademoiselle Lorchen die sich mit halb entblößter Brust in den Schlitten setzt. Der Eigensinn und die Armuth unterläßt nur die Abwechselung in der Kleidung. Daher verspotten wir billig einen reichen Geitzhals, weil er sich in den Hundstagen noch immer in den abgetragen Belz wickelt, und eine lächerliche Unmäßigkeit in dem Gebrauche

brauche der Kleider bezeugt.' So bald das Zufällige des Wohlstandes dem wesentlichen Endzwecke widerspricht, so bald tadle ich die Tracht, wenn sie auch a la Mode Francoise wäre. Warum soll ich das Kunststück eines Schneiders höher schätzen, als das Werk eines andern Künstlers?

Man beurtheile nun, ob der ehemalige Fontangeputz, der eine Elle hoch aufgethürmt war; ob der lockenreiche Pudelkopf; ob die nachlässige Bedeckung des Hauptes mit zarten Brabanter-Spitzen die wesentliche Absicht zu Beschützung der Glieder des weiblichen Geschlechts verrathe? Ob ein Reifrock, der zwo Ruthen im Durchschnitt hat, die Hitze oder die Kälte abhalte? Ob die köstliche Perlenschnur, das prächtigste Kreuzchen theurer Steine die kleinen Blutgefäse des Halses gehörig erwärme? Ob ein zu kurzer Rock den Körper gegen die Anfälle der Luft vertheidige? Ob reiche schwere goldene Westen den Leib nicht steif machen? Ob der Hut unter dem Arm das Haupt nicht entkräfte? Kurz, ob der Deutsche kein Narr sey? So lange wir in dem äuserlichen Bezeigen einen Mangel der Vollkommenheiten entdecken,

die

die wir doch wirklich besitzen sollten; so lange geben wir einem jeden die Freyheit, von uns zubehaupten, daß wir thörichte Handlungen unternehmen. Der Deutsche wußte nichts von den Manschetten, als sein Arm noch stark zur Arbeit war, der itzt unter diesem Zierrathe einschläft.

Wer wußte was von Oberhemden?
Sonst ließ es niemand sich befremden
Im Unterhemd geputzt zu seyn;

Doch, die Nachwelt wurde klüger. Ein arbeitsamer aufgestreifter haarigter Arm schiene häßlich. Man hüllte solchen in weisse kurze Ermel ein; ja man schmückte solchen mit angesetzten Ueberbleibseln von Leinwand aus, und der Franzos nennte dies Manschetten.

Erfundne Sachen auszuschmücken,
Bemühte sich des Deutschen Witz,
Er ließ Manschetten Quader sticken.

Auch

Auch dies war noch nicht schön genug ausgedacht. Nesseltuch und Battist mußte diesen Einfall verschönern. Die Hand schlief nicht sanft genug unter kurzen Manschetten, daher mußte sie sich unter eine Hülle verkriechen, die einer viertel Elle lang war,

Ja, um den Zierrath zu vollenden,
Sah man sie an geputzten Händen
Geneht, gezackt und ausgestückt.

Itzt schon verdoppeln die Schönen diesen Putz. Ueber ein Jahr werden sich sechs paar Manschetten um Eine Hand falten.

Ein Stutzer, ein Amourmacher, eine reife Schöne und einige kleine Standespersonen sind solche Geschöpfe, die man kaum ohne Lachen anblicken kan, so bald man seine Denkungsart von Vorurtheilen reiniget. Kein einziges Stück ihres galanten Staates scheinet zur wesentlichen Absicht der Kleider bequem zu seyn. Frankreichs Witz modelt das Deutsche Reich. Der ehemalige starre Bart des Allemannen

wird in den keimenden Milchhaaren schon weg geschabt und durch den Puderduft erstickt. Das männliche Volk, das vor dem in armen Hütten wohnte und sein Vergnügen an dem Krieg fand, ist itzt üppigen Sybariten gleich, die in der Wollust ihre Ehre suchen. Ein junger Deutscher erzittert, wann er in den Zeughäusern die alten Kriegsrüstungen sieht. Die Pomade hat seinen Kopf so weich gemacht, daß ein mittelmäsiger Helm ihn zerdrücken würde. Durch die weichen Speisen, durch Kaffee, Chokelade und andern zarten Gift wird der Körper entkräftet; er könnte kein Panzerhemd tragen oder seinen Leib unter den Küraß verstecken, in welchem sein Ur-Großvater oft ganze Wochen sanft schlief. Glasurte Handschuhe müssen den Rest der Hände verschliesen, den die Manschetten noch nicht bedecken, und wie würden die Finger beben, wenn ein eiserner Harnisch die Theile des Leibes einpreßte; wenn sein schwacher Arm ein altes zweyschneidiges Schwerd halten und im Zweykampf führen sollte. Lieber umschlingt er den weichen Nacken eines Frauenzimmers, das bey angenehmer Dämmerung neben ihm auf einer Rasenbank sitzt. Lieber druckt und küßt er unter der zierlichsten Verbeugung einer Dame die alabasterne zuckersüse kleine nied-

liche

liche Hand, welche mehr Herzhaftigkeit in ihrem Busen verwahrt. Lieber ermüdet er seinen von Blech-Westen eingeschlossenen Leib auf Bällen, welche ganze Nächte dauern, und beweißt mit einer erschrockenen Miene fast in allen Zusammenkünften, wo man vom Kriege redet, daß es nach dem Natur- und Völkerrecht unerlaubt sey, einen Krig anzufangen, der so viele tausend Menschen aufopfere, die dem Vaterland noch lang hätten dienen können; er erschüttert schon, wann unvermuthet eine Saite seines Klaviers springt.

Eben dieses Unvollkommene bemerke ich an dem enthüllten Nachttische eines Frauenzimmers, wo manches silbernes Gefäs in künstlich ersonnener Ordnung stehet, und ein kosmetisches Vermögen ist, das die Schönheit reizend machen soll. Auf dem hellen Glase eines geschliffenen großen Spiegels schwebt das himmlische Bild einer Dame, die den Vormittag mit Anputzen verdorben hat. Hundert Schachteln werden hundertmal eröffnet, die Schätze der Natur dem Stolze des Menschen zu weihen und einige Kammermädchen hüpfen unzählig um die Göttin herum, die sich

Nachmittags einer Versammlung ehrfurchtsvoll zeigen will. Was dem ganzen Erdball geraubt wurde, das muß mit aller Behutsamkeit an eine Person verschwendet werden, deren Füse begierig sind, das Laster auszubreiten und den Stutzer schmachtend zu machen. Der ganze Nachttisch ist lebendig, die anerschaffne Reitzung zu erheben.

Indiens geschliefnen Kies sieht man
häufig hier erscheinen,
Es dampft ganz Arabien mitten unter
Edelsteinen;
Das Gehäuse grosser Kröten und der Elephanten Zahn
Haben sich allhier als Kämme, bunt und
weiß hervorgethan;
Dick gesteckter Nadeln Heer stralt in reinen Silberflammen;
Puder, Schönfleck, Liebesbrief, Bibel
alles liegt beysammen.

Gottschedinn.

Soweit

Soweit kan es ein verdorbener Wohlstand bringen. So lächerlich dieser übertriebene Putz einem Weisen erscheinen muß, der alles in der Welt nach wahren Begriffen prüft: so lächerlich sind hingegen diejenige Menschen, welche sich in der Kleidertracht ganz von dem Geschmacke entfernen. Ein Rock, worinnen unser Grosvater Galla machte, wird den Enkel nicht schmücken. Ein alter spitziger Hut, ein Knebelbart und andere Zierrathen unserer Vorfahren, werden kaum noch bey Maskeraden gewürdiget, das Lächerliche abzubilden.

Ein Müßiggänger überläßt aus Faulheit seine Verbindlichkeit zu arbeiten, und in seinen willkührlichen Unternehmungen ist ein Mangel von Vollkommenheiten gegründet. Seine wesentliche natürliche Triebe widersprechen der Trägheit; sein Gemüth ist unruhig; er hindert das Wachsthum seiner Glückseligkeit. Es ist aber auch ein Wink der Natur, seine Kräfte nicht über Vermögen anzugreifen, und seiner Gesundheit nicht zu schaden. Wem es ein Ernst ist, durch seine Verrichtungen wahre Vollkommenheiten zu befördern und zu erweitern, der wird zwar auch die müsigen Stunden, in welchen er von ordentlichen Geschäften frey ist, zu dieser Absicht anwenden, und auch

darum auf die Pflichten denken, die man als Mensch schuldig ist; doch wird er solche müssige Stunden einer vortheilhaften Ruhe widmen und die ermüdeten Glieder erfrischen. Er wird sich bey dieser Muse geschickter machen, zu seiner Zeit die Beschäftigungen wieder zu übernehmen, die ihm sein Amt oder sein Stand auflegt. Durch allerhand erlaubte Belustigungen sucht er den abgematteten Geist zu erheitern, und die erschöpften Kräfte seines Körpers zu sammlen und auf das neue zu ermuntern. Fressen, Sauffen, lüderliche Zusammenkünfte verabscheuet er, so wie andere Dinge, daraus ein unordentliches Leben und ein entkräfteter Körper folgt. Solche Beschäftigungen können unmöglich unsern Geist zu den bevorstehenden Unternehmungen geschickt zubereiten; sie unterdrücken und verwirren vielmehr das noch übrige Vermögen gänzlich. Hört denn die Verbindlichkeit, unsere Vollkommenheiten zu erweitern, in den müsigen Stunden auf? Ist es nicht die Pflicht eines Tugendhaften, in seine Unternehmungen nichts widersprechendes gegen die Tugend einzumischen? Derjenige ist ein schändlicher Müsiggänger, der ganze Stunden, Tage und Nächte verschwendet, ohne das geringste zum Wachsthum seiner und anderer wahren Vollkommenheiten zu verrichten; der in seinem Lehnstuhl gähnt, und in aller Gelassenheit und sorgenfrey

frey eine Pfeiffe Knaster raucht; oder der sich blos mit sinnlichen Belustigungen beschäftiget; oder dessen Verrichtungen trübe Quellen unendlich vieler Beleidigungen gegen sich selbsten und gegen den Nebenmenschen sind.

Die sinnliche Belustigungen können also, wenn sie mit Vernunft gebraucht werden, unsern Geist erheitern und unsere Kräfte erquicken; sie können uns aber auch zur Wollust verleiten, und uns von dem Wege zur Glückseeligkeit weit entfernen. Man macht sich falsche Begriffe von dem Vergnügen, und gelangt zu einer Fertigkeit, bey seinen Unternehmungen blos auf die sinnliche Belustigung zu sehen. Der Weg zu einer unüberwindlichen Erkenntniß des Guten wird fast gar versperrt und die Kräfte entziehen sich endlich aller Arbeit.

Diese Begriffe einer gesunden Moral mußte ich erst zergliedern, ehe ich meine Gedanken von dem Tanzen und Spielen gehörig entwickeln konnte.

Die Geschicklichkeit im Tanzen zeuget von einer Fertigkeit, welche sich auf die Vollkommenheiten des Leibes beziehet. Wer die Geschicklichkeit hat, seine Füse regelmäsig zu bewegen, zu gehen, zu stehen und solche zur Beförderung seiner Gesundheit ausübt; wer nicht in dem Ueberflusse ausschweift: der kan durch diese Art der Bewegung seine Vollkommenheiten erhalten und erweitern. Unter diesen Umständen wird es niemand leugnen, daß das Tanzen, so wie das Fechten und Reiten einen grossen Einfluß in das Wachsthum unserer Vollkommenheiten habe. Wir finden, daß ein unaufhörliches Sitzen unser Geblüt verdickt; wir wissen aus der Erfahrung, daß unser Körper durch eine nicht allzuheftige Bewegung am ersten tüchtig gemacht wird, frisch zu arbeiten; wir bemerken auch, daß unser Geist durch diese Ermunterung niemals einschläft. Soll uns dies nicht bewegen, solche Hülfsmittel zur Erlangung unserer Absicht anzuwenden? Der Bauer ist bey seiner heftigen Erschütterung gesunder, als eine Dame, die ganze Wochen hinter dem Nehrahmen eingesperrt sitzt, und nach einem vernerflichen Vorurtheil die regelmäsige Veränderung im Tanzen ein epicurisches Leben schimpft.

Dem

Dem ohngeachtet kan der Mißbrauch diese beträchtlichen Vortheile zernichten. Man darf nur die beste Arzeney täglich einnehmen, so werden wir unsern Körper so verwöhnen, daß die kräftigste Medicin künftig ohne Wirkung ist. Man darf nur alle Tage Maskeraden, Redouten und Bälle besuchen, so wird das keimende Laster bald zu seiner völligen Reife gelangen. Die Carnevalslustbarkeiten können die Wahrheit bestätigen. Es darf sich nur das bäuerische wilde Wesen unter die Masken verhüllen, so wird die Ehrbarkeit, der Wohlstand und die Tugend aus dem Saale verjagt.

An Bauerhochzeiten, Kirmesen und Weinlesen wird zwar auch getanzt; wer will aber einige Anständigkeit in dem frechen Schwänken und Herumspringen entdecken?

Die Ermunterung unsers Geistes durch das Spielen muß ebenfalls nach den Umständen und Absichten betrachtet werden. Oefters befiehlt uns auch der Wohlstand, den zweyten, dritten oder vierten Mann abzugeben, wenn wir die Versammlung nicht beleidigen wollen. So lange der niederträchtige Eigennutz oder

die Gewohnheit uns die Karten nicht mischet; so lange unser Körper durch zu emsiges Bestreben, durch ein langes Sitzen, durch Aergerniß und Zanken nicht entkräftet wird; kurz, so lange wir zum Vergnügen ohne Unterlassung unserer Beschäftigungen spielen, so lange können wir ohne Gewissenszwang im Brete und mit der Karte, Würfeln, Ball, und auf dem Billarde unsern Geist ermuntern. Wem sollte auch das schmutzige Bild eines alltäglichen interessirten Spielers nicht von der Nachahmung abschrecken? Sein Gemüth ist in der äusserſten Unruhe und Verwirrung, so bald er grosse Summen einstreicht und auszahlt; ein schändlicher Angstschweis seines Gesichtes triest auf die Kartenblätter; sein ganzer Körper zittert, wie die Blätter eines Aspenbaums; er gießt den Wein als ein Gift in die erhitzte Brust; er verschluckt die Speisen ohne gehörige Zermalmung durch die Zähne; er verpraßte das ererbte und erheyrathete Vermögen; er macht sich und die Seinigen unglücklich, er stürzt viele hundert seiner Mitspieler in das äusserste Verderben; sein ganzer Lebenslauf ist ein Zusammenhang der größten Unvollkommenheiten. Ich selbsten erzittere über dieser Creatur, die ich nach einem gewissen Original lebhaft zu schildern gesucht habe, wenn ich die Absicht unsers zeitlichen Lebens und den Wandel eines solchen Unmenschen gegen einan-

der

der halte. Dennoch ist ein so gewinnsüchtiger Mann oft so frech, daß er sich mit der Formel: **Wer nicht mit macht, wird ausgelacht**, rechtfertigen will. Warum dient ihm ein anders Sprüchwort nicht zu seiner Warnung;

Vor gethan und nach bedacht

Hat manchen in gros Leid gebracht.

Pflegt man nicht insgemein zu sagen? Ich habe noch keinen reichen Spieler gesehen; wie gewonnen, so zerronnen. Es ist der elendeste Handgriff, wenn das Spielen die Glücksumstände und das Vermögen verbessern soll. Der beleidigte Theil wird bey dem Verlust seiner Gemüthsruhe, seines Geldes und der Zeit aufgebracht, zumal, wenn er ein cholerisches und melancholisches Temperament hat. Die cholerische Neigung wird sich bald in einen Ehrgeitz verwandeln. Er vermuthet eine Schande, wenn er unglücklich die Karte niederlegen sollte. Die falschen Begriffe, welche er sich von der Ehre bildet, feuern ihn an, den letzten Rest seines Geldes auf ein ungewisses Blat zu setzen, und bey erfolgtem Verlust

Verlust, ist er frech genug, dem andern den Gewinnst mit dem Degen in der Faust wieder abzuschlagen. Wie leicht kan sich die melancholische Neigung irrige Begriffe von dem Erwerb des zeitlichen Vermögens vestsetzen, und im Geldgeitz unersättlich werden? Dann ist er untröstbar, wann sein Beutel durch das Spiel einen beträchtlichen Abbruch leidet. Nur der Sanguineus läßt sich schnell durch die Einbildungskraft und durch die sinnliche Vorstellung lenken. Seine Art zu denken ist hurtig, weil sein Blut flüchtig durch die Röhren strömt. Er verliehrt mit Vergnügen wichtige Summen an eine schöne Dame, wenn sie ihn dafür lächelnd anblickt, und der Phlegmaticus spielt gern, wenn er sich nur dem Zwange der Beschäftigungen entziehen kan.

Darf ein Christ auch scherzen? Diese Aufgabe ist gegen gewisse Personen gerichtet, welche nach einer strengen Sittenlehre des Tartüffs bey scherzenden Aufsätzen mit einer erzwungenen Betschwester-Miene seufzen und die Menschenliebe ganz verbannen. Ihr Alter, oder ihr Stand scheint ihnen das Scherzen zu untersagen, und es sind fast keine Gründe triftig genug,

nug, die Zulassung des Scherzens sattsam gegen sie zuvertheidigen. Ich will nicht kritisch aus vermoderten Schriftstellern darthun, daß alte gesittete Völker diese lebhafte Art, sich aus zu drücken, verstattet haben. Ein Cäsar war sehr geübt und glücklich, mit einer aufgeweckten Anständigkeit zu reden, und er hat mit eigener Hand eine Sammlung solcher scherzhaften Einfälle zusammen geschrieben. Ein Cicero vertheidigt daher die Scherzreden, und Crassus wird von einem Antonius bewundert, daß er bey seiner weitläuftigen Staatswissenschaft auch die Geschicklichkeit habe, in seinen Vortrag sinnreiche Scherze einzumischen und allen Gesellschaften angenehm zu seyn. Ein kaum verflossener Zeitpunkt unserer Tage macht uns große Staatsmänner und verewigte Gelehrten bekannt, die durch geistvolle Scherzreden, welche die Wendung ihres Witzes geschwind und nicht zur Unzeit vorbrachte, öfters mehr wirkten, als ein uns gewöhnlicher ernsthafter Vortrag würde Eindruck in die Gemüther gemacht haben. Noch immer bewundern wir die Sammlungen eines Taubmanns und von Kyau; wir lesen solche nicht blos zur Belustigung unsers Geistes, sondern wir wollen ihnen das Kunststück ablernen, durch eine baldige kluge

Ant-

Antwort die Hindernisse zu entkräften, welche uns unvermuthet entgegen stoßen und die Ausführung unsers Vorhabens zernichten könnten, wenn wir uns nicht gleich zu finden wüßten; wir wollen durch ihr Beyspiel zum höhern Grade der Klugheit gelangen. Eben diese Fertigkeit war dem großen Staatsmanne, dem Freyherrn von Canitz eigen, dessen Lebhaftigkeit wir in seinen Gedichten mit Beyfall bemerken. Ein berühmter D: Schuppius meldet in seinen Schriften von sich selbst: „ Ich „ habe oft bey großen Herren mit einer „ Scherzrede mehr ausgerichtet, als ihre „ Catones mit ihrem großen Ernst, mit „ ihrem großen Amtsgesicht ꝛc." Wie ausnehmend ist das Vergnügen nicht, sein Gemüth durch erlaubten Scherz zu erheitern, und ein gefälliges und verbindliches Wesen im Umgange zu verrathen? Können muntere Einfälle, welche der Witz begleitet, ganze Gesellschaften nicht vortreflicher unterhalten, als eine mürrische immer gleichförmige Aufführung? Es ist eine besondere Artigkeit des Geistes, Salz und Scharfsinnigkeit in seine Reden zu mischen, ohne die Schranken eines sittsamen und höflichen Wesens zu überschreiten.

Es sind elende frostige Seelen, welche diese Gabe mit dem heftigsten Bannstrale verfluchen. Sie sind eines gerechten Mitleidens würdig, so bald sie die Begriffe regelmäsiger Scherze und unverschämter Zoten verwechseln. Nur in geilen Herzen wird die Lebhaftigkeit, welche im Scherze liegt, ein Feuer entzünden, das der Lustseuche gleich ist, welche die Religion mit Recht bestraften. Nur ein so genannter Mucker wird ohne Gründe behaupten wollen, daß die Religion das ganze Gefühl der Menschheit aufheben müsse. Er wird scherzhafte Aufsätze, halb neugierig, halb mürrisch durch blättern, und eine wallende Glut seiner Neigungen empfinden, ob er gleich äuserlich über das strafbare Verfahren des Verfassers seufzet. So lang ihm hierinn die Enthaltsamkeit fehlt, so lang kan er auch nicht ohne Anstoß das hohe Lied eines Salomons lesen. Unbeschnittene Philister blieben gleichgültig, als Isaak mit seiner Rebekka scherzte; aber der unschuldigste Kuß wird von den heutigen kleinen Geistern eine Sünde zum Tode genennt, obgleich ihr toller Eifer so wenig furchtbar ist, als uns papierne Drachen erschrecken können. Man darf nur das Eigentliche eines Scherzes nicht mit jenen groben Ausschweifungen verwechseln,

welche

welche öfters den Lyrischen-Dichtern, einigen Romanenschreibern und dem Pöbel eigen sind, die mit epikurischen Schweinen grunzen, und das Ohr des Lasterhaften kützeln. Die Tugend erröthet, wann ein Catull, ein Tibull, Properz, Secundus u. d. m. unverschämte Zoten reissen. Günthers Postreise und Rosts Zeigisnest entfernt sich ebenfalls von dem Anständigen des Scherzes.

Ein Scherz darf nicht unbedachtsam seyn. Nur ein Thor stürzt sich in einen Sumpf ohne Ueberlegung, dem ein Gesitteter durch Umwege ausweicht. Nur ein Thor wickelt sich durch ungeprüfte Reden in ein Netz, worunter er lang gefangen liegen muß. Schon Boileau klagt über solche Schwärmer.

Die schöne Verwirrung ist zwar eine Kunst, und uneigentliche Ausdrücke können das nachdenkliche befördern. Aber es muß auch eine Wahrheit in unserm Vortrage herrschen, welche sich von aller läppischen Zweydeutigkeit entfernt. Unsere Zeiten verabscheuen das kindische Spielwerk, welches

ches ehedem so schön klang und so viele Sinngedichte erschuf, die itzt unter dem Staube der Vergessenheit modern. Die Bände eines Picanders sind voll schmuziger Beyspiele von der Art, welche noch in gemeinen Bierhäusern abgesungen werden.

Unser Scherz muß bescheiden seyn, wenn er unserer Rede so vortheilhaft werden will, als der wohl angebrachte Schatten den Glanz des Gemäldes verherrlicht. Die Klugheit untersagt es uns, daß wir mit solchen Personen nicht scherzen dürfen, welche uns an Rang übertreffen, und eine vollkommene Ehrerbietung von uns fordern können. Nur der Unverschämte verleugnet diese Pflicht, und wird oft eines einzigen Wortes wegen so zu Boden gestürzt, wie die Spinne mit ihrem Gewebe abgerissen wird. Eine verschmitzte Antwort hat zwar oft den Grund zum dauerhaftesten Glücke geleget: Doch noch öfterer ist ein unbesonnenes Scherzen mächtig genung gewesen, das Ansehnlichste Glück zu verheeren.

Unter genauer Beobachtung dieser Regeln kan man mit machen, wo gescherzt wird, und man verlacht mit Recht den Scheinheiligen, der mürrisch und stumm die Versammlung belästigt. Man verlacht ihn, wie den Thoren, der zur Unzeit und ohne Verstand scherzt. Es ist anständiger, die Fähigkeiten seines Witzes in dem Scherze blicken zu lassen, als die Bande der Geselligkeit durch Verkleinerung seines Nebenmenschen und durch das Splitterrichten zu trennen. Es ist rühmlicher, durch eine geziemende Lebhaftigkeit die Gemüther zu erheitern, als seinen Körper durch unmäsiges Tanzen zu entkräften und beständig zu spielen.

Und warum soll das Frauenzimmer von der Freyheit zu scherzen gänzlich ausgeschlossen seyn? Darf man diejenigen wohl eine verbuhlte Dirne nennen, welche in Gesellschaften die Fertigkeit ihrer Scharfsinnigkeit bekannter macht? Wer hat uns Mannspersonen ein besonderes Privilegium ertheilt?

Ich könnte in Betrachtungen von der Art weiter gehen, ehe ich mein Urtheil über die Traurigkeit entdeckte. Ich könnte z. E. von dem Canzeleystyl reden, ob er itzt noch beyzubehalten sey, da der Deutsche natürlich und ungezwungen, wie der Franzos, und ohne Verwirrungen, wie der Engländer, denkt? Ich könnte untersuchen, ob das Gesundheittrinken einen Einfluß in wahre Vollkommenheiten habe, und ob bey jedem Tropfen Wein eine Verbeugung unsers Körpers müsse gemacht werden? Welcher Beweggrund das allervortreflichste Getränk, das Wasser, von diesem Ceremoniel ausschliesse? Warum man nicht auch bey jedem Bissen dem andern etwas Gutes wünsche? Woher der Rang eines Frauenzimmers oder eines Fremden zu beweisen sey? Ob man bey diesen Tönen, welche die schwere Zunge stammlet, etwas Vernünftiges denke? Weßwegen Paucken und Kanonen während dieser Handlung donnernd erschallen? Ob man das Glas in der rechten Hand, oder in der linken, welche dem Herzen näher ist, halten müsse? Ich könnte meine Gedanken über die Glückwünsche bey festlichen Begebenheiten oder bey dem Jahreswechsel entwerfen, und zugleich von dem übermäsigen Lobe der Poeten handeln, welches Werk des Zwangs und der Falschheit grosse Seelen mit Füssen treten. Auch das Hutabnehmen wäre hier

ein artiger Stoff ausschweiffend zu seyn. Nur ein Grenadierer und Laufer hat die Erlaubniß, sein Haupt nach der Absicht der Erfindung, zu bedecken, und von andern Personen sagt man, sie müßten Sperlinge unter den Hüten haben. Man macht es zur Verbindlichkeit, den Hut unter den Arm zu drücken, oder gegen einander mit dem Hut ein Compliment zu machen, und legt sich selbst die Last auf, dem andern für die erzeigte Höflichkeit durch gleiche Beschwerde zu danken. Der ganze Körper wird in seinen Angeln bewegt, und so gar die Füsse sollen einen Antheil an einer Ehrerbietung nehmen, von welcher das Herz nichts weiß.

Weit besser fühlt ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Ich könnte mich auch in die geheiligte Gebäude wagen, und dem Aberglauben die häßliche Larve abziehen. Doch ich eile zum Beschluß. Ich bin hinlänglich von der Wahrheit meines Sprüchwortes: **Wer nicht mit macht, wird ausgelacht**, überzeugt, und meine Leser werden einen Eckel empfinden, mehrere Narren zu sehen. Vielleicht möchte ich,

ich, wie ein glücklicher Mahler, ihre wahre Gestalt treffen.

Ich habe gemerkt, daß die Traurigkeit nach den heutigen Begriffen gemeiniglich unnatürliche Zeichen über eine Sache entdeckt, die wir gern verlohren haben. Ist also der schmerzlich gebeugte Mensch mit allem Fleisse verschwenderisch, die Zeichen seiner Traurigkeit über den Verlust zu entdecken; So steht er in tiefer Trauer. Es muß ein unüberwindlicher Grad des Mißvergnügens seyn, wann Herr Thränenreich schluchzend in langem Trauermantel, abhangendem Flore, und abgekrempten Hute, das Hemd ohne Manschetten nicht zu vergessen, dem Sarge seiner seelig verstorbenen Frauen folgt, ein halb Dutzend weisse Schnupftücher mit Zähren anfüllt, und erst mit Gewalt von dem Grabe seiner Liebsten weggerissen werden muß. Ein schwarz überzogener Degen und Stock, schwarze Schnallen und Hemdeknöpfe, eine blonde ausgekämmte Perücke u. d. gl. bezeugen ein ganzes halbes Jahr, daß dies ein tiefgebeugter Witwer sey.

Unsere Zeiten sind glücklich gegen das Alterthum, wo man sein Haupt mit Asche bestreuete, einen Sack anlegte und die Kleider zerriß. Nein, die Kleider ganz gelassen und nur mit schwarzen gewechselt: so kan man sie noch mehrmals brauchen. Ein so hochbetrübter Witwer dingt den besten Stadtpoeten, um einen Speciesthaler, die Betrübniß des hinterlassenen schmerzlich gebeugten Ehemanns über den unschätzbaren Verlust, in einer Trauerode auszubreiten, und ihm Oel aus Gilead für seine tiefen Wunden zu verschreiben.

Reißt der Tod der zärtlichsten Gattin den liebsten Mann aus den Armen, so ist sie nach der Mode vier Wochen untröstbar. Sie will in Zähren zerfliessen, und sucht sich täglich einen einsamen Ort, sich einmal recht satt zu weinen. Weil aber ihre Thränen eben nicht in hohem Preisse stehen, indem sie bey überlauffender Suppe, oder über ein Fleck auf dem weissen Absatz des gestickten Schuhes weint; so wird sie uns von ihrer Traurigkeit durch unleugbarere Zeugnisse überführen. Sie will die Haube von dem Haupt mit samt den Haaren reissen; Sie wird sich sechs und zwanzig Wochen mit Boy und Flor so stark verpallisadiren, daß ihre trüben Augen nicht etwan durch

die reitzenden Gesichtszüge eines artigen jungen Herrchens vor der gesetzten Zeit erhellt werden möchten. In den übrigen zwanzig Wochen, daß ist, in der halben Trauer sucht sich ihr beängstigtes Gemüth durch die Betrachtung der Welt zu erleichtern, wenn sie die Florkappe wieder zurück schlägt.

Rabener, der satyrische Rabener, macht uns in seinen Briefen das erschrecklichste Exempel einer traurigen zwey und zwanzig jährigen Witwe bekannt. Dies war verwegen. Er wagt sich an den geistlichen Stand, und macht die Traurigkeit einer Witwen lächerlich, die zeither noch am meisten gegolten hat.

Die Indianischen Weiber müssen wahnwitzig gewesen seyn, wenn sie sich, nach dem fabelhaft klingenden Berichte, bey der Verbrennung ihres Mannes aus Liebe zu dem Verstorbenen, mit Freuden in das Feuer stürzten. Wir, als gesittete Völker, würden wenigstens die für eine Närrin halten, welche sich mit ihrem Manne zugleich verscharren ließ. Ich hoffe auch dies traurige Beyspiel in meinem Leben nicht zu erfahren. Ein weises Geschick hat noch allezeit auf Europäischen Grund und Boden die

Ausführung des Vorhabens, die Indianische Weiber nachzuahmen, in Gnaden verhütet.

An diejenigen Personen verfertigte ich am allerliebsten ein Trauerschreiben, denen die Schwiegereltern zu lang gelebt haben, und endlich seelig entschlaffen sind. Es mag seyn, wie es will; man hat mit alten Leuten seine Plage, und deßwegen ist es am besten, wenn sie bald Platz machen. Der Herr Schwiegersohn des reichen * * würde es auch ungnädig zu nehmen geruhen, wenn ich ihm alle Trostgründe so weitläufig vorsagen wollte, als man sie zu dem treuen Liebhaber einer achtzehnjährigen Doris sagen muß. Kaum war der reiche * * bettlägerig worden, so hörte ich des Herrn Schwiegersohns Excellenz oft mit gesetztem Muthe sagen: Wie Gott will; sein Wille geschehe! Wie wenig wird ihn der erfolgte Tod erschrecket haben? Ist dieser nicht ein Muster aller Philosophen, ein Englischer Weltweiser, der mit dem Herrn Cleveland, höchstseeligsten Andenkens, in der Ueberwindung seiner Affeckten anbinden könnte?

Ich glaube, man werde nun verstehen, was unter gewissen Umständen eine allgemeine Landtrauer heisse. Die Bauern machen durch das tägliche Leuten der Glocken bekannt, daß ihr gestrenger Herr zu ihrem Vergnügen entschlafen sey. In einer einzigen alten Chronick lesen wir ein besonders Exempel, wie einstmalen das Landvolk bey dem Ableben ihres liebreichen Beherrschers in der That wäre untröstbar gewesen. Aber, gleich darauf steht auch:

„ Ihm folgte in der Regierung sein
„ ältester Herr Sohn, ein wilder
„ Herr, welcher seine Hunde besser
„ kannte, als seine Unterthanen,
„ und der gleich bey dem Eintritte in
„ die Regierung kurz vor der Ern-
„ de eine grosse Parforcejagd anstellen
„ ließ, den festlichen Tag glorreich
„ zu machen, und dadurch seinen
„ Bauern alles Getreide verderbete.

Die Zeichen bey der Trauer bestehen auch oft in Lobeserhebungen. Der Tod eines Galant Homme, an dem ehemals viel geta-

delt wurde, kan ihn nun vergöttern. Das war ein allerliebster Engel, werden die Schönen alsdann sagen, (Gott habe ihn seelig!) er konnte so niedlich küssen und scherzen, wie ein Herr aus Paris.

Wird nicht gemeiniglich eine Schöne erst bey ihrem frühen Ableben für schön ausgeschrien. Dann spricht ein Stutzer zu dem audern: das liebe Mädchen, (tröste es Gott!) war ein gar zu artig Ding. Sehen Sie nur auf den Sarg! dort liegt die Schöne. Auch im Tode gleicht sie noch einer aufgehenden Rose. Ach! ich habe das seelige Kind manchmal durch mein unaufhörliches Seufzen betrübt; aber, (Gott verzeihe mirs!) sie war die Tugend selber. Hätte ich doch die Annehmlichkeiten der erblaßten Doris bey ihren Lebzeiten so vollkommen eingesehen, wie itzt; Ich hätte sie nicht aus Schein lieben wollen.

Von den Trauerreden und Leichenpredigten läßt sich wenig sagen. Sie sind die Schilderungen nie erworbener Verdienste nach einem Millionenfachen Vergrösserungsglase

glase betrachtet, und zeugen von einer Fertigkeit im Erdichten, von einem lebhaften Witz und von einer glühenden Einbildungskraft. Sie erfordern einen Kopf, der bey den geringen Thaten des Wohlseeligen gut drehen kan. Manchmal übertreibt der Magenkrampf die Sache zu sehr, daß die Gewalt geharnischter Ducaten den Redner beherzt genug gemacht, mit vieler Wahrscheinlichkeit an geweihtem Orte zu lügen.

Wer nicht mit macht, wird ausgelacht.

Ende des ersten Theils.

1000,–
Dez. 85

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rasche, Johann Christoph, 1733-1805

Anton Parsa von Mancha fortgesetzte Abhandlungen von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zugebrauchen sind

Bd.: 1

Frankfurt am Mayn (1774)

L.eleg.m. 628 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576737-6
VD18 1016636